Elsaß und Lothringen

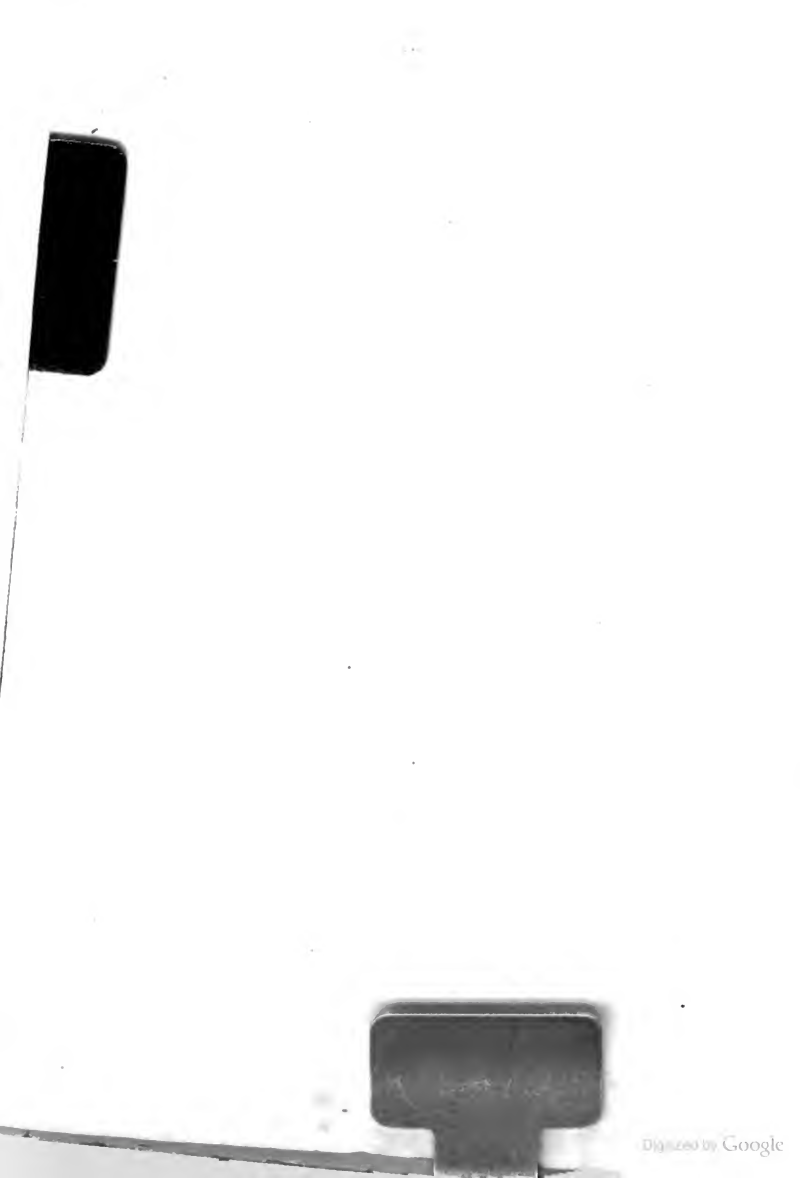
sind und bleiben unser.

Von

Wolfgang Menzel.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1870.



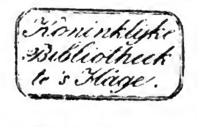


Elsaß und Lothringen

sind und bleiben unser.

Von

Wolfgang Menzel.



Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1870.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

I.

Unser Recht an Elsaß und Lothringen.

Was sich eigentlich von selbst verstünde, muß doch manchen Leuten erst bewiesen werden, deren böser Wille auch das offenbarste Recht bestreitet, oder deren Unverstand sich bethören läßt, Recht für Unrecht zu halten.

Wir Deutschen nehmen Elsaß und Lothringen mit Recht wieder in Besitz und behalten sie. Nach dem Recht des Stärkern, nach dem Eroberungsrecht, nach dem Wiedervergeltungsrecht, nach dem natürlichen Recht der Stammgenossen einer und derselben Nation, endlich nach dem Recht der Selbsterhaltung, nach dem Recht, sich besser als bisher gegen einen bösen Nachbar zu schützen.

Die Franzosen raubten uns einst Elsaß und Lothringen auf die ungerechteste Weise von der Welt. Sie waren nicht von uns Deutschen beleidigt, nicht von uns bedroht, nicht herausgefordert. Sie lauerten heimtückisch auf unser Verderben, überfielen uns unversehens, und konnten das Recht des Stärkern nur deßhalb üben, weil wir unglücklicherweise unter uns selbst uneinig waren und es sogar Deutsche gab, welche mit den

Franzosen verrätherisch gegen ihre eigenen Stammgenossen kämpften und also die französische Macht stärkten, die deutsche schwächten. Nun wir aber die Stärkern geworden sind, hätten wir ohne Zweifel dasselbe Recht, wie es die Franzosen sich anmaßten, sie, die uns beraubten, wieder zu berauben, und ihnen nicht etwa blos das deutsche Elsaß und Lothringen wieder abzunehmen, sondern ihnen auch echt französische Provinzen zu rauben und aus allem natürlichen Verbande mit der französischen Nation herauszureißen, nicht anders, als wie sie unser Elsaß und Lothringen aus ihrem natürlichen Verbande mit der deutschen Nation herausrissen. Wir brauchten nur zu sagen: Wie du mir, so ich dir! Aber wir Deutschen sind eine edle und großherzige Nation und hoch erhaben über die rücksichtslose Gemeinheit und Habgier der galloromanischen Race. Wir wollen also das Recht des Stärkern an den Franzosen nur so weit ausüben, als es nothwendig ist, den Schaden wieder gut zu machen, den sie uns zugefügt haben, zurückzunehmen, was unser ist, und sie dermaßen zu schwächen, daß sie sich ferner nicht mehr unterstehen können, neue Bubereien an unserer edlen Nation auszuüben.

Wir haben ein besseres Recht, als nur das des Stärkern. Wir haben ein wirkliches Recht, was die Franzosen nie hatten, indem sie immer nur mit Gewalt und Arglist in unser Recht eingriffen. Die Elsäßer und Lothringer sind echte Deutsche, Stammgenossen ihrer alemannischen und rheinfränkischen Nachbarn, sprechen heute noch deutsch und sind wie in der Sprache so in ihrem ganzen Wesen als echte Deutsche von den Wälschen drüben verschieden. Mit Recht bemerkte unlängst die „Schwäbische Volkszeitung", wer mit dem elsäßischen Volke etwas vertrauter werde, bemerke bald den nationalen Gegensatz und natürlichen Antagonismus. „Die Wälschen" — das ist heute noch in elsäßischem Munde der Ausdruck für die „Franzosen"; und

diesen Wälschen werden allerhand unangenehme Charakterzüge, z. B. Geiz, Falschheit u. s. w. zugeschrieben. Der Franzose gibt seinerseits den Elsäßern diese Complimente zurück, behandelt sie gelegentlich als „têtes-carrées" u. dgl. und läßt sie häufig fühlen, daß sie nur Halb- oder Viertelsfranzosen sind. Bezeichnend ist, daß das niedere französische Volk an den Grenzbezirken des Elsaßes noch heute, wenn es in ein benachbartes elsäßisches Dorf geht, sich des Ausdruckes bedient: ‚Ich gehe nach Deutschland!' Mit einem Worte: trotz der äußeren politischen Vereinigung ist die tiefere nationale Scheidung noch stark vorhanden." Ich kann das aus eigener Erfahrung bestätigen. Ganz ebenso wie in der Schweiz, habe ich auch im Elsaß öfter die deutschen Einwohner beiderlei Geschlechts über die Wälschen, ja sogar über die „verfluchten Wälschen" schimpfen hören.

Welches Recht wäre natürlicher, als das des Stammes, der Nation, der Race, nur sich selbst anzugehören, nur in Verbindung mit ihren Stammgenossen ihre angeborene Gemüthsart, ihre ureigenen nationalen Gefühle, Neigungen und Gaben frei zu entwickeln, ohne unter dem herrschenden Einfluß, unter dem Befehl einer fremden Nation und Race, unter dem Zwang einer fremden Mode zu stehen? Eine systematische Entnationalisirung gereicht jedem Volke zur Schande, denn sie macht es zum Knecht eines andern Volks, von dem es nur verachtet wird. Es verliert seinen angeborenen Adel, um einem schlechtern Volke dienen und hofiren zu müssen. Es verliert sein eigenthümliches Gepräge und muß sich bestempeln lassen, wie es dem fremden Gebieter gefällt. Ist es nicht eine Schande und ein Spott, daß der Deutsche in Straßburg Schildwacht stehen mußte gegen Deutschland? daß sich Deutsche dazu hergaben, den sittlich tief unter ihnen stehenden Wälschen Helotendienste zu leisten? daß sie ihnen behülflich waren, ihre wackern deutschen Stammgenossen auszuplündern und zu morden, unter französischen Generalen

Reiterdienste gegen ihr deutsches Vaterland zu thun, der französischen Armee die tüchtigsten Soldaten zu liefern und zum Ruhm der französischen Waffen beizutragen? Wenn Franzosen berechtigt waren, stolz auf ihr „schönes Frankreich" zu seyn, und der gallische Hahn immerhin überlaut ma patrie! krähen durfte, so war es doch unnatürlich und eine Schmach, die sich die Elsäßer selber anthaten, wenn sie als Deutsche sich auch für Wälsche ansehen lassen und unter ihrem Vaterlande Frankreich statt Deutschland verstehen wollten. Haben viele unter ihnen ihre deutsche Abstammung vergessen, so haben wir das Recht und ist es Zeit, sie daran wieder zu erinnern. Nimmermehr werden wir länger dulden, daß sie mit ihren ehrlichen deutschen Gesichtern und mit ihrer echt deutschen naiven Mundart sich länger für Franzosen halten und eine Narrheit und Schande fortsetzen, mit der sie nie hätten anfangen sollen. Sie sind unser, eine Zeitlang verlorene und vergessene, doch echte Kinder Deutschlands. Wir nehmen sie in unsere Arme wieder auf und lassen sie nicht mehr von uns.

Wir verbinden damit das Recht, unsere natürlichen Grenzen zu sichern, unsere große Nation gegen neue muthwillige und freche Uebergriffe unseres wälschen Nachbars für immer bestens zu wahren, indem wir ihm die Bollwerke wieder entreißen, die immer nur gegen Frankreich hätten gerichtet seyn sollen, und die er gegen uns richtete, Straßburg und Metz.

Frankreich, seit Jahrhunderten unser böfester Nachbar, daher mit Recht unser Erbfeind genannt, hat unserer großen Nation ein Stück aus dem Leibe gerissen, den ganzen rechten Arm mit einem Stück Rippe (denn soviel bedeutet Lothringen und Elsaß mit seinen beiden Festungen), uraltes deutsches Land mit einer deutschen Bevölkerung und nun wollen noch französische Gewalthaber und Diplomaten, französische Abgeordnete und Zeitungsschreiber von natürlichen Grenzen reden und behaupten, alle

diese deutsch redenden Länder am linken Rheinufer gehören zu Frankreich, weil der Rhein die natürliche Grenze zwischen Deutschland und Frankreich sey. Genau mit demselben Recht könnten wir Deutschen aus bloßer Habgier und blos zu unserm Nutzen in's französische Sprachgebiet hinübergreifen und den ersten besten Fluß für die natürliche Grenze zwischen Deutschland und Frankreich ausgeben, etwa die Rhone oder die Seine. Schon unser unvergeßlicher Ernst Moritz Arndt hat den Franzosen im Jahr 1814 in einer damals berühmten Schrift gründlich nachgewiesen, der Rhein sey Deutschlands Fluß und nicht Deutschlands Grenze. Denn er fließt ganz und ausschließlich durch deutsches Land, hat zur Rechten und Linken nur deutsche Bewohner und sein ganzes weites Flußgebiet gehörte über tausend Jahre lang zum deutschen Reiche, ehe es einem französischen Könige nur einfallen durfte, auch nur ein Dorf davon wegzureißen. Im Wasgau *) jagten die alten Helden unseres urdeutschen Nibelungenliedes und wurde Sifrid meuchlerisch erschlagen, als er an einem frischen Quell sich laben wollte, gleichsam zum Vorbild, wie lange nachher ein edler ehrenwerther und unschuldiger deutscher Volksstamm durch den französischen Nachbar heimtückisch überfallen und berückt worden ist. Zu Weissenburg im Elsaß lebte der berühmte Otfried, dessen noch erhaltene deutsche Evangelienharmonie das älteste Denkmal deutscher Reimpoesie ist. Zu Hagenau im Elsaß war unseres großen Kaisers, des weltberühmten Friedrich Barbarossa, prächtige Hofhaltung. Hier oder nirgends ist Deutschland!

Jeder Vernünftige weiß, daß es außer der Sprache, welche

*) Man pflegt jetzt Vogesen zu sagen, aber der älteste Name des waldigen Gebirgslandes im Westen des Rheinthals war Vosagus, woraus die Deutschen ohne Zwang Wasgau und die Franzosen Vosges gemacht haben. Das wurde nun erst später sehr ungeschickterweise in den Namen Vogesen umgesetzt.

die Völker scheidet, keine natürliche Grenze gibt, außer dem Gebirge. Nur Längenzüge des Gebirges trennen gewöhnlich wie die Sprachen, so die Völker. Das trifft nun auch in Bezug auf Elsaß und Lothringen zu, denn hier bildet das Wasgau oder das gebirgige Land, dessen Namen man in den der Vogesen verwälscht hat, die natürliche Grenze zwischen den Deutschen und Wälschen. Der Besitz dieses Gebirges ist dem eines natürlichen Festungswalles gleichzuachten, welcher deutsches Land vor den wälschen Räubern schützt. Das Gebirge gehört uns und wir müssen es um jeden Preis behalten. Es gehört uns so gut wie das gegenüber liegende Gebirgsland des Schwarzwalds und des Odenwalds. Rechts und links umschließen diese deutschen Gebirge das ebenfalls durchaus deutsche Rheinthal. Kann es eine größere Lüge und Unverschämtheit geben, als wenn man behaupten will, dieser ganze große Flußbezirk mit den ihn einschließenden Gebirgen gehöre einem andern Volk an als dem deutschen?

Vor drei Jahren renommirten die Pariser bei ihrer großen s. g. Welt-Industrie-Ausstellung mit der Anwesenheit schön aufgeputzter s. g. Vogesenjäger (frontireurs) und zeigten stolz auf sie, als seyen das gleichsam die französischen Tiroler, treffliche Schützen und glühend von französischem Patriotismus. Deutschen Gästen, welche damals Paris besuchten, fiel dabei nichts so sehr auf als die gute deutsche Physiognomie jener Wasgauer, die man als echte Deutsche die lächerliche Rolle von echten Wälschen spielen lassen wollte. Wären das wirklich französische Tiroler gewesen, ebenbürtig den deutschen Tirolern, so würden sie im August 1870 gethan haben, was jene wahren Tiroler im Jahr 1809 thaten. Sie würden den feindlichen Einfall mit Heldenmuth zurückgeschlagen haben. Aber von jenen geputzten Comödianten, die man 1867 in Paris den fremden Gästen zur Schau stellte, war 1870 im Wasgau, als die deutschen Heere

hier einrückten, kein Mann zu erblicken. Wie hätten sie auch den Haß gegen ihre deutschen Brüder im Herzen tragen können, welchen einst die Tiroler gegen die „verfluchten Wälschen“ trugen, als diese, ein fremdes Volk, räuberisch in ihre Gebirge hereinbrachen! Die Preußen, die Bayern, die Schwaben, die vor wenigen Wochen durch das Wasgau nach Lothringen zogen, waren ja kein fremdes Volk, keine Feinde, sondern Deutsche wie die Wasgauer selbst, ihre Stammgenossen, ihre Brüder.

Nachdem die Franzosen sich der Gebirgsgrenze widerrechtlich bemächtigt hatten und in das schöne weite Rheinthal vorgedrungen waren, um sich hier zu fernerem Verderben des deutschen Reichs festzusetzen, vergrößerten sie die bereits vorhandenen Festungen des Landes, zerstörten andere und erbauten neue. Die wichtigsten von allen diesen Festungen wurden Metz in Lothringen und Straßburg im Elsaß. Mit diesen deckten sie nicht nur ihr eigenes Land, sondern brauchten sie auch stets als Operationsbasis bei ihren immer wiederholten räuberischen Einfällen in's deutsche Reich. Sie waren ein Pfahl im Fleisch für uns, ein Dorn im Auge, ein ewig blutender Angelhaken. So lange die Franzosen Metz und Straßburg behaupteten, hatte Deutschland vor ihnen keine Ruhe. Denn von hier aus konnten sie uns beständig bedrohen, konnten sie beständig Armeen denjenigen deutschen Fürsten zu Hülfe schicken, welche sich in einen Bund mit ihnen einließen, um mit ihrer Hülfe und zum Verderben der deutschen Nation und auf Kosten des deutschen Reichs ihre Territorien zu erweitern, ihre Winkelsouveränetät und ihre despotische Willkür in der Aussaugung und Mißhandlung ihrer armen deutschen Unterthanen auszudehnen. Schon zweimal, unter Ludwig XIV. und unter Napoleon, haben deutsche Fürsten als schändliche Verräther an ihrem deutschen Vaterlande mit Frankreich einen s. g. Rheinbund geschlossen, die Franzosen nach Deutschland herübergelassen, ja herübergerufen, und um schnöden

französischen Lohn und Sold Deutschland plündern und verheeren helfen. Das konnten sie aber immer nur, weil und so lange Metz und Straßburg französische Festungen waren, unter deren Schutz sich immer jene Räuberheere sammeln konnten, welche bestimmt waren, unsere Pfalz mit Mordbrand zu erfüllen, Schwaben und die Rheinlande wiederholt auszuplündern und zu versengen.

Kein Rheinbund ohne daß Straßburg und Metz französisch waren! Sobald sie es nicht mehr sind, droht uns auch kein Rheinbund mehr. Unsere Uneinigkeit war schuld, daß wir Metz und Straßburg an die Franzosen verloren. Sie war die erste Ursache einer so schlimmen Wirkung. Aber diese Wirkung wurde selbst wieder Ursache neuer und immer wieder neuer Uneinigkeit in Deutschland, denn die beständige Nähe französischer Hülfe verlockte deutsche Fürsten, sich der französischen Verführung immer von neuem hinzugeben.

II.

Zeitgemäße Erinnerung an die Mißhandlungen, die unser deutsches Elsaß und Lothringen von den Franzosen erlitten haben.

Die ganze Geschichte des Elsaßes und Lothringens, wie überhaupt aller unserer Rheinlande ist seit dem Untergang des großen schwäbischen Kaiserhauses nur eine lange Geschichte französischer Mißhandlungen. Sind sie jetzt überstanden, so müssen wir uns doch erinnern, wie lange wir sie zu unserem Unglück und unserer Schmach geduldet haben, und müssen daraus die Lehre schöpfen, wie nothwendig und unerläßlich für eine große Nation (und das ist die deutsche) ihre Einheit, das feste Zusammenhalten ihrer Stämme ist, wenn sie nicht einer kleineren und schlechtern Nation (und das ist die französische) zum Raube werden oder zum verächtlichen Spielzeug dienen soll.

Unser nationales Unglück schreibt sich vom Untergange des edlen schwäbischen Kaiserhauses her, seit einem halben Jahrtausend. Es war dem römischen Papste damals gelungen, im engen Bunde mit Frankreich das mächtige deutsche Reich zu zerrütten, indem man das gutmüthige deutsche Volk übertölpelte

und ihm den Glauben beibrachte, die römischen Pfaffen, die alles deutsche Wesen auf's tiefste haßten, meinten es besser mit ihm, als der deutsche Kaiser. Die Uebertölpelung wäre vielleicht nicht gelungen, wenn sich nicht unter den deutschen Fürsten Verräther gefunden hätten, die es mit dem Papst und den Franzosen hielten und den guten Deutschen die Augen verkleisterten. Unter diesen verrätherischen Fürsten ragten zuerst die Welfen hervor, deren Nachkommen in Hannover noch vor vier Jahren gegen das große deutsche Nationalinteresse verschworen waren und eine Legion in Frankreich besoldeten, um sie gegen Deutschland zu führen. So undeutsch dachten die Welfen schon im 12. Jahrhundert und kämpften für den römischen Papst gegen den deutschen Kaiser. Das war der weltberühmte große Kampf zwischen Guelfen und Ghibellinen.

Als das welfische Fürstenhaus sich durch Theilungen schwächte, übernahm das Haus Habsburg seine Rolle. Rudolf von Habsburg erkaufte sich die deutsche Kaiserkrone vom Papst und vom König von Frankreich nur durch die demüthigste Kriecherei und durch das Versprechen, stets nur dem päpstlichen und dem französischen Interesse dienen zu wollen. Dieses Versprechen hat er und haben seine Nachfolger erfüllt, denn er gab seine Tochter dem Sohn des französischen Prinzen, der den letzten Hohenstaufen, den schönen jungen Conradin, auf dem Markte zu Neapel hatte enthaupten lassen, und er und seine Nachfolger ließen nicht nur Unteritalien, sondern auch Ungarn in französische Hände fallen. Nur auf Vermehrung ihrer Hausmacht bedacht, wurden sie auch von den übrigen deutschen Kurfürsten und Fürsten nur unter der Bedingung zugelassen, daß jeder dieser Fürsten vom Reichsgut, von den Regalien und insbesondere von den großen Gütern der Hohenstaufen so viel zusammenraffte und sich aneignete, als er vermochte. Anstatt dieser allgemeinen Plünderung zu wehren, halfen die Habsburger nur

mit plündern und eigneten sich unter anderem die Landvogtei im Elsaß zu.

Ohne uns hier weiter auf die unglückselige und Deutschland so verderbliche Politik der Habsburger in andern Beziehungen einzulassen, halten wir uns hier nur an die habsburgische Landvogtei im Elsaß. Sie charakterisirt sich hauptsächlich durch die volksfeindliche Politik, welche die Habsburger gleichen Schrittes mit den französischen Herzogen von Burgund einhielten. Es war nämlich den Habsburgern nicht genug, in der auswärtigen Politik undeutsch zu seyn und Italiener und Franzosen (bald nachher auch Spanier, Ungarn und Slaven) vor den Deutschen und gegen die Deutschen zu begünstigen, sondern sie gaben auch in der innern Politik einen eingewurzelten tiefen Haß gegen die altgermanischen Volksrechte wie gegen die neue bürgerliche Freiheit der Städte zu erkennen. Daher ihr Jahrhunderte langes Bemühen, die alte alemannische Volksfreiheit in der Schweiz zu unterdrücken. Daher auch ihr despotisches Verfahren gegenüber den Reichsstädten und dem Bürgerthum in den Niederlanden. Sie lebten und webten nur in ihrem Hofzirkel, umgeben vom Adel, den sie allein gegen Bürger und Bauer begünstigten, unter Festen und prächtigen Turnieren, wie auch geliebkost von den Pfaffen, deren Ueppigkeit sie gern sahen und denen sie verschwenderisch neue Herrenrechte über die armen Bauern verliehen.

Aus dieser innigen despotischen und hochadeligen Seelenbrüderschaft der beiden Häuser Habsburg und Burgund ging schon zur Zeit des Constanzer Concils der Bund hervor, welchen sie schlossen, um das Concil mit Gewalt zu sprengen und den großen Reformationsplan, welchen damals Kaiser Sigismund mit Hülfe der deutschen und englischen Bischöfe durchzusetzen hoffte, zu durchkreuzen und das römische Papstthum bei allen seinen gräulichen Mißbräuchen zu erhalten. Die tapfern Schweizer retteten damals das Concil. Nach wenigen Jahrzehnten indeß gelang

es den Habsburgern, nachdem ihr elender fauler Friedrich III. Kaiser geworden war, dennoch im Einverständniß mit Frankreich, das Papstthum mit allen seinen Mißbräuchen wiederherzustellen und dem Romanismus neue Gewalt über den Germanismus zu verleihen. In dieser Periode entblödeten sich die Habsburger nicht, ihre Landvogtei im Elsaß dem Herzog Karl von Burgund zu verkaufen, einem Nationalfranzosen, einem Wälschen, einem Tyrannen, der sich vor Uebermuth und Willkür nicht zu lassen wußte, bis ihn die Schweizer in einer siegreichen Schlacht bei Nanzig todtschlugen. Kaum hatte dieser Karl die Landvogtei von den Habsburgern erschachert, als er die ehrlichen Elsäßer wie Hunde zu behandeln anfing und ihnen den Peter v. Hagenbach, einen scheußlichen Gesellen, zum Vogt setzte, der in Breisach, von wälschen Söldnern umgeben, alle alten Freiheiten der Bürger vernichtete, die Widerstrebenden hinrichten ließ, sie ausplündette, neue unerhörte Steuern (den sogen. bösen Pfennig) ausschrieb, Weiber und Mädchen entehrte und allen guten Sitten Hohn sprach. Gewaltthätigkeit und Unzucht waren von jeher die Hauptcharakterzüge unserer wälschen Nachbarn. Von unserer Ehrlichkeit, unserem bürgerlichen Rechts- und Freiheitssinn und unserer Frauensittsamkeit konnten sie sich niemals einen Begriff machen. Natürlicherweise empörten sich die deutschen Elsäßer gegen die französischen Lotterbuben in Breisach. Die Schweizer halfen. Hagenbach wurde hingerichtet. Sein Herzog Karl fiel in der Schlacht und die Landvogtei im Elsaß kam wieder an die Habsburger.

Das schöne Elsaß war aber schon seit dem Untergang der Hohenstaufen, seit der traurigen Zerstückelung des alemannischen Herzogthums die Beute adeliger und geistlicher Herren geworden, denen sowohl das habsburgische als das burgundische Haus bei ihren Uebergriffen in die alten Volksrechte, bei der Mißhandlung der Bürger und Knechtung der Bauern stets Vorschub geleistet

hatten. Somit war das gemeine Volk im Elsaß auf eine klägliche Weise von Adel, Bischöfen und Aebten gedrückt. Auch die kleinen Reichsstädte litten vielerlei Noth unter der habsburgischen Vogtei, besonders seitdem sie sich der Reformation Luthers zugewendet hatten. Nur Straßburg, damals schon eine große und feste Stadt mit reichen und stolzen Bürgern, wurde auffallend geschont. Das kam aber daher, weil der König von Frankreich damals schon ein Auge auf diese Stadt geworfen hatte und ihr auf alle Weise schmeichelte, um sie für sich zu gewinnen und vom Kaiser abzuziehen. Man liest heute noch mit Erstaunen die geheime Correspondenz König Franz I. mit dem Rathe der Stadt Straßburg. Der letztere wird wie eine souveraine Macht behandelt. In einem Schreiben vom 14. Juni 1521 bittet der König die Stadt, sich bei seinem bevorstehenden Kriege mit dem Kaiser nur als eine neutrale Macht zu betrachten, ja er beklagt sich und ruft gleichsam den Magistrat von Straßburg zum Schiedsrichter auf, sofern ihm der Kaiser angeblich mit Unrecht Mailand weggenommen habe, was er jedoch nur als Reichslehen habe verwalten wollen.

Des französischen Königs Absicht bei dieser Beschmeichelung der Stadt Straßburg war zugleich, die Elsäßer unter einander zu spalten, um es überall nur mit kleinen Herrschaften und Städten zu thun zu haben. Als aber die Ideen der Reformation auch in das Elsäßer Landvolk eindrangen, was schon so lange von seinen vielen Herrn unerträglich gedrückt war, empörte es sich endlich und nahm im Jahr 1525 an dem schrecklichen Bauernkriege des südwestlichen Deutschland Theil. Man ist berechtigt anzunehmen, daß die Bauern alle Ursache zu klagen hatten. Es liegt eine gewisse Wehmuth in dem Sprüchlein, mit dem sie die reichen Mühlhäuser Bürger um Beistand angingen: „Steuert an's Fähnlein der Gerechtigkeit, uns armen Bauern zur Seligkeit!“ Unter diesem Gesichtspunkte war auch wohl eine Aeuße=

rung der Elsäßer Bauern nicht so ganz albern, als wofür sie gehalten worden ist. Sie sahen nämlich, als gerade der Herzog von Lothringen ihnen wohlgerüstet mit seiner Kriegsmacht entgegenzog, die Sonne am Himmel in einem Nebelringe, freuten sich darüber und sagten: „so wie der Ring jetzt die Sonne verdunkelt, so werden auch wir unsere bisherigen Herrn umzingeln und austilgen." Aber die armen Leute unterlagen und wurden zu Tausenden unbarmherzig niedergemetzelt.

Nicht lange nachher, im Jahr 1552, beging das damalige Haupt der Protestanten in Deutschland, Kurfürst Moritz von Sachsen, den bekannten Verrath am Kaiser und verkaufte dem französischen König Heinrich II. die Lothringer Bisthümer, Metz, Tull und Verdun, damit er ihm gegen den Kaiser helfe. Ein schändlicher Verrath an Deutschland, der sich mit nichts beschönigen, wohl aber auf die natürlichste Weise so erklären läßt, daß den Kurfürsten nicht allein die Schuld trifft. Er wurde durch den damaligen Kaiser Karl V. provocirt. Am Hofe dieses Kaisers selbst und als dessen Liebling war er in die ganze macchiavellistische Politik der Habsburger eingeweiht worden und hatte hier gelernt, daß man mit wälscher Arglist und Gewalt leichter zum Zweck kommt, als mit Rechtssinn und deutscher Treue. Die Sache der deutschen Reformation war auf's Aeußerste gefährdet. Der Kaiser hatte im schmalkaldischen Kriege mit Hülfe seiner spanischen und italienischen Truppen gesiegt und die Reformation Luthers wäre gänzlich unterdrückt worden, wenn Moritz nicht den Verzweiflungsstreich gewagt und sich plötzlich unter Herbeirufung der Franzosen gegen den Kaiser gewandt hätte. Er dachte wohl: Hat der Kaiser die Italiener und Spanier in's deutsche Reich gerufen, so darf ich auch die Franzosen herbeirufen. Er durfte es nicht, er hatte Unrecht, denn kein Verrath eines Andern berechtigt, einen gleichen Verrath an der Nation zu begehen. Aber wenn wir den protestantischen Fürsten ver-

dammen, der damals die lothringischen Bisthümer an Frankreich verhandelte, so müssen wir noch viel mehr den undeutschen Kaiser des deutschen Reichs verdammen, welcher das Wohl und die Ehre der deutschen Nation seinem dynastischen Interesse aufopferte, absichtlich und gegen sein besseres Wissen alle Mißbräuche des römischen Papstthums aufrecht erhielt, Italiener und Spanier den Deutschen vorzog, die schönen deutschen Niederlande an Spanien abtrat und keinen anderen Lebenszweck zu haben schien, als die deutsche Race der romanischen preiszugeben, deutsche Wahrheitsliebe, deutsches Recht, deutsche Tugend von römischen Ränken, wälscher Arglist unterdrücken zu lassen.

Wie schmerzlich wir nun auch die Verschacherung der drei Lothringer Bisthümer empfinden, so doch noch viel mehr den Verlust der deutschen Niederlande, der viel größer und wichtiger war. Wie viel tiefgreifender die Verschuldung Karls V., als die des sächsischen Moritz war, erleben wir heute. Denn die Zurückbringung der lothringer Bisthümer an das deutsche Reich ist uns verhältnißmäßig leicht geworden, während die Wiedervereinigung des heutigen Belgien und Holland, als des ehemaligen burgundischen Kreises unseres alten Reichs, mit dem neugestalteten Deutschland großen Schwierigkeiten unterliegt.

Im dreißigjährigen Kriege verlor unser unglückliches Deutschland auch noch das Elsaß an Frankreich, mit Ausnahme der Städte Straßburg und Mühlhausen. Diesen Verlust erlitten wir in Folge der fortdauernden Glaubenskriege, welche jedoch eigentlich nur dynastische Kriege waren, weil die Religion den rivalisirenden Dynastien nur zum Vorwand diente. O wie jämmerlich ließ sich damals das arme deutsche Volk von seinen Fürsten belügen und betrügen! Statt des deutschen Rechts bekam man römisches Recht. Die deutsche Sprache wurde durch die lateinische Schul- und französische Hofsprache ersetzt. Die christliche Wahrheit wurde durch theologischen Dogmenstreit verfinstert.

Der hohe sittliche Adel des Christenthums wurde zur gemeinsten Gesinnung erniedrigt. Hofpfaffen aller Confessionen schmeichelten nur noch den Fürsten und ertheilten ihnen für alle Gottlosigkeiten, welche sie vom römischen und französischen Hofe lernten, leichten Ablaß. Die verschiedenen deutschen Stämme aber wurden von den Theologen und Juristen künstlich in das Gegentheil der Bruderliebe, nämlich in fanatischen Glaubenshaß hineingehetzt und mordeten einander, Deutsche ihre deutschen Brüder unter fremden spanischen, französischen und schwedischen Fahnen.

Der Papst gab sich nicht zufrieden, die Jesuiten wollten den ganzen Norden Europa's wieder katholisch machen. Haus Habsburg half eifrig dazu. Da wehrten sich die Protestanten und suchten wieder Hülfe bei Frankreich und bei Schweden, während dem Kaiser wieder Italiener und Spanier, Ungarn und Polen halfen. Kaiser Ferdinand II., der bigotte, ganz unmenschliche Jesuitenzögling, ging auf den Plan, den Protestantismus auszurotten, mit der Freßbegier eines wilden Thieres ein. Wie er nun seine österreichischen Erblande Böhmen und die Pfalz auf's entsetzlichste verheeren ließ, um alle seine Unterthanen entweder katholisch zu machen oder auszurotten, so verfuhr er auch mit den zehn Reichsstädten im Elsaß, die seiner reichsvogteilichen Aufsicht unterstellt, aber schon lange protestantisch geworden waren. Nachdem er spanische Truppen aus den Niederlanden in die Pfalz hatte einrücken lassen, konnten auch die Protestanten im Elsaß (außer in dem festen Straßburg) seiner Wütherei nicht mehr widerstehen, die insbesondere die Städte Hagenau und Colmar fühlen mußten, im Jahre 1623. Auch der damalige Herzog von Lothringen war den armen Protestanten überaus feindlich gesinnt. Nun kam aber den letzteren eine ausgiebige Hülfe durch die Schweden zu, d. h. durch die berühmten Weimaraner oder deutschen Truppen, welche damals unter dem Herzog Bernhard von Weimar fochten und nachher französischen

Sold und Befehl annahmen. Diese Wüthriche verheerten nun die katholischen Theile des Elsaßes, wogegen die katholischen Bauern im Suntgau sich empörten. In Pfirt umringten sie ein schwedisches Corps, zwangen es zur Uebergabe, brachen aber die Capitulation und schlugen alle todt. Einen Oberstlieutenant Gaumare, der schon schwer verwundet war, setzten sie nackt in den Schnee und mißhandelten ihn noch sechs Stunden lang, bis er den Geist aufgab. Nicht minder grausam hausten die katholischen Lothringer, aber die s. g. Schweden im französischen Sold machten es nicht besser. In einem Dorf erschlugen sie 2000, in einem andern Dorf 1500 Bauern. Die Verheerung des unglücklichen Landes endete im westphälischen Frieden damit, daß der Kaiser fast ganz Elsaß (wieder mit Ausnahme Straßburgs und Mühlhausens) an Frankreich abtreten mußte. Geschah es auch unter Bedingungen, welche den verschiedenen Theilen des Elsaßes ihre verschiedenen Privilegien garantirten, so kümmerte sich doch die französische Regierung nachher um diese Garantien nicht mehr, sondern fuhr willkürlich drein.

Ludwig XIV., der in Frankreich zur Regierung kam, war nicht der Mann, irgend eine Rücksicht auf Schwächere zu nehmen, irgend ein älteres Recht zu achten, die deutsche Nationalität irgend wie zu schonen. Auch den Protestanten, obgleich er ihren Fürsten gern gegen den Kaiser beistand, gewährte er in den, unmittelbar seinem Scepter unterworfenen Ländern keinerlei Duldung, sondern verfolgte sie. Obgleich er an seinem Hofe mit Maitressen jeden Unfug trieb, den heidnischen Geschmack der Renaissance pflegte, seine Schlösser und Gärten mit nackten Statuen der altrömischen Götter schmückte und despotisch wie ein Sultan regierte, auch die Türken gegen den deutschen Kaiser reizte, daß sie Ungarn eroberten und Wien belagerten, ließ sich dieser Ludwig doch „den allerchristlichsten“ König nennen und war von Jesuiten umgeben, die ihn selbst und seine Maitressen beständig

zu Verfolgungen, endlich zur gänzlichen Austreibung der Protestanten aus Frankreich anfeuerten. Dieser fluchwürdige König achtete kein göttliches und menschliches Gesetz, sondern sagte l'état c'est moi, hielt sich für einen Gott auf Erden und sah verachtend auf die ganze übrige Welt hinunter. Die Franzosen aber spiegelten sich in seiner Eitelkeit und Selbstüberschätzung und gewöhnten sich unter ihm, sich für die erste Nation der Welt zu halten.

Der König selbst wurde das Muster aller übrigen Fürsten in Europa. Fast alle wollten so willkürlich und unumschränkt gebieten wie er, schwelgerisch leben und eine Pracht entfalten wie er. Die Jesuiten, welche bis dahin seit der Reformation mehr den Habsburgern in Spanien und Oesterreich gedient hatten, als den Königen von Frankreich, dienten, seitdem Ludwig XIV. Spanien und Neapel den Habsburgern entrissen hatte, nur noch der französischen Politik und übten zwar noch ihren alten Einfluß in Wien, aber nur um das kaiserliche Ansehen zu schwächen, überhaupt Deutschland, wie bisher dem spanisch-italienischen, so jetzt wieder dem französischen Uebergewicht zu unterwerfen, d. h. den Germanismus durch den Romanismus zu unterdrücken. Kaiser Leopold mit der dicken Lippe repräsentirte unter seinen jesuitischen Beichtvätern und unter seinen von Frankreich bestochenen Ministern den ganzen Blödsinn der heruntergekommenen Habsburger. Das katholische Bayern aber ging damals mit Ludwig XIV. durch Dick und Dünn, um sich mit dessen Hülfe zu vergrößern und zu bereichern. Sogar die geistlichen Kurfürsten und Erzbischöfe in Deutschland ahmten die Frivolität des französischen Hofes nach, bauten sich Lustschlösser mit heidnischen Statuen und Bildern, hielten sich Theater, Maitressen, Kammerherrn, Jagdgenossen und ahmten an ihren Höfen wie die Sprache, so auch die lüderlichen Sitten des französischen Hofes nach.

Dasselbe thaten aber auch die protestantischen Höfe. Mit wenigen Ausnahmen, unter denen besonders der kurbrandenburgische sich hervorthat, führten auch sie die französische Hofsitte, französische Sprache und Mode ein. Der gesammte Adel, die höhere Bürgerklasse, der Gelehrten- und Beamtenstand, soweit er nicht noch in der lateinischen Pedanterei befangen war, folgte der französischen Mode. Auch in der deutschen Literatur wurde alles möglichst französisch gemodelt. Herrn und Damen legten die ältere deutsche Kleidertracht ab und ließen Ströme von Geld nach Paris fließen, um sich von dort die neuen Moden zu holen. Dieser Unfug, der leider heute noch fortdauert, begann schon vor zweihundert Jahren unter dem damals allmächtigen Ludwig XIV., dessen Gottheit in Deutschland nicht weniger Anbeter fand als in Frankreich selbst.

———

III.

Wie ging uns Straßburg verloren.

Eine rührende, nur zu wenig bekannte Geschichte.

Unter solchen Umständen, wie ich sie hier geschildert habe, konnte die biedere, damals noch echt deutsche Stadt Straßburg der Ueberschwemmung durch die französische Sündfluth nicht mehr widerstehen, wie lange und wacker sie auch ihre Deutschheit behauptete. Man versetze sich in ihre damalige Lage. Rings um die Stadt her war das Elsaß schon in der Gewalt der Franzosen, und über den Rhein herüber gewährte ihr das deutsche Reich in seiner politischen und confessionellen Zerrüttung bei der Jesuitenherrschaft in Wien, bei der franzosenfreundlichen Stimmung so vieler deutschen Fürsten, welche damals schon mit Frankreich einen förmlichen Rheinbund schloßen, keinerlei Schutz mehr, und ganz nur auf sich selber angewiesen, versäumten die muthigen Bürger nichts, um sich beim deutschen Reiche zu erhalten. Aber sie konnten zuletzt den Andrang des Erbfeindes von Außen nicht mehr bemeistern, weil Verrath im Innern ihm die Thore öffnete.

Hören wir, was Johannes Friese, der treffliche Geschicht=

schreiber Straßburgs, im 3. Bande seines schönen, in Deutschland nur wenig bekannt gewordenen Werks über den Muth der Straßburger Bürger, über die lange Ausdauer, mit der sie Franzosen zu werden verschmähten, geschrieben hat. „Die Bürgerschaft arbeitete wechselsweise beständig fort an den Wällen. Einige Thore hielt man verschlossen; an den andern war eine doppelte Wache und eine Magistratsperson, welche die Aufsicht hatte. Und ob man wohl beständig eine starke Garnison Soldaten unterhielt, so mußten doch die Bürger jeden dritten Tag auf die Wache ziehen. Eifersüchtig auf ihre Freiheit und überzeugt von der großen Gefahr, welche sie bedrohte, strengte der Magistrat und die Bürgerschaft, welche damals in gutem Einverständniß mit einander lebten, alle Kräfte an, ihre Reichsfreiheit zu behaupten. Aber dieser Zustand der äußersten Anstrengung dauerte schon über sechzig Jahre; die beständige Kriegsrüstung verschlang ungeheure Summen; Handel und Wandel lag darnieder; das Vermögen der Bürger hatte abgenommen; viele Quellen der öffentlichen Einkünfte waren verstopft; eine ungeheure Schuldenlast, von welcher man die Zinsen nicht bezahlen konnte, raubte unserer sonst so reichen und blühenden Vaterstadt vollends alle innere Kraft, und ihre Nachbarn fingen schon an, verachtende Blicke auf sie zu werfen, welche unsere Väter um so weniger verdienten, da eben die, welche uns jetzt verächtlich behandelten, selbst zu unserem Verfall mit beigetragen hatten.

Der Bischof von Speier ließ die Straßburgischen Schiffe, welche auf die Frankfurter Messe fahren wollten, zu Lauterburg und Philippsburg anhalten; begegnete den Schiffern hart, und über die schuldigen Zinsen mußte man für jedes Schiff wegen gerichtlichen Kosten noch hundert Gulden bezahlen. Gerade so machte es auch der Kurfürst von Mainz; andere Schuldner verklagten die Stadt bei dem Kammergericht zu Speier.

In dieser Verlegenheit verkaufte die Stadt das Schloß und Amt Herrenstein an den General-Lieutenant von Rosa um 20,000 Gulden; nebst diesem zwei Maierhöfe, etliche Häuser, Gärten und Metzgerbänke; löste damit die beschwerlichsten Kapitalien ab, und rettete sich also für diesmal aus der größten Noth. Um aber die Einnahme und Ausgabe in's Gleiche zu bringen, wurden alle Auflagen auf Lebensmittel, im Ohmgeld, im Kaufhaus und an den Thoren merklich erhöht; auch durften die Bürger nicht mehr selbst an den Befestigungswerken arbeiten, sondern sie mußten für die Frohn ein halbes Stallgeld bezahlen. Diese fürchterlich erhöhten Abgaben drückten den Muth und die Kraft der Bürgerschaft vollends darnieder. Frankreich, welches nun einen beständigen Residenten in Straßburg unterhielt, gleichwie auch wir bei Hof einen unterhalten mußten, sah unsere Schwachheit und den sinkenden Kredit Straßburgs mit schalkhafter Freude. Lange schon lauerte das herrschsüchtige Frankreich auf eine Gelegenheit, uns unter sein Joch zu bringen, und unter diesen Umständen sahe es das Ziel seiner Wünsche sich täglich nähern; Ludwig XIV. versäumte keine Gelegenheit, wo er mit einigem Schein des Rechts die Straßburger drängen und drücken konnte.

Gerade so ging es auch den übrigen unmittelbaren Reichsstädten und Städten im Elsaß. Ludwig machte ihnen ihre Reichsfreiheit so sauer, that solche Eingriffe in ihre Rechte, daß ihnen zuletzt nichts mehr übrig blieb, als sich sammt und sonders gänzlich an Frankreich zu ergeben und dessen Oberherrschaft anzuerkennen; welches auch in dem Jahr 1680 wirklich geschehen ist."

In Straßburg, auf dessen Besitz es dem König hauptsächlich ankam, zettelte er Verrätherei an. Der Stadtrath, welcher bisher immer gegen Kaiser und Reich seine Pflicht redlich erfüllt hatte, sollte der gemeinen Bürgerschaft verdächtig werden. Ein Dr. Georg Obrecht gab sich dazu her, den edeln Ammeister

(Bürgermeister) Dominikus Dietrich in anonymen Schriften zu verleumden, als sey er ein Verräther und unterhandle heimlich mit Frankreich, um ihm die Stadt auszuliefern. Diese Bosheit wurde ersonnen, um Zwietracht in der Stadt zu stiften und um die Häupter der Stadt, welche den Kern der deutschen Partei darstellten, alles Vertrauens zu berauben und zu beseitigen. Allein es kam anders. Obrecht wurde durch einen französischen Brief, den er geschrieben und zufällig verloren hatte, seines schändlichen Verfahrens überwiesen, vor Gericht gezogen und enthauptet.

Zum Beweise, wie sehr das die Franzosen geärgert haben muß, kam noch in demselben Jahr (1672) ein Haufen von ihnen von Breisach den Rhein herabgefahren. „Sie hielten mitten unter der Rheinbrücke, und befestigten einige Brandschiffe, welche mit dürrem Holz, Stroh und Wellen, Pech und Harz angefüllt waren, und zündeten also die Brücke an, wodurch acht Joche abbrannten. Die Soldaten fuhren den Rhein hinunter bis in die Wanzenau, hier stiegen sie an das Land mit lautem Trommelschlag; zechten ruhig, rühmten sich ihrer Heldenthat und gingen zu Fuß auf Breisach zurück.“ Die Straßburger mußten sich diesen Frevel gefallen lassen, denn sie durften dem mächtigen König keine Veranlassung zu einer offenen Kriegserklärung geben und fanden im ganzen deutschen Reiche keine Hülfe. Man kann die Geduld, die Klugheit, das treue Aushalten dieser wackern deutschen Männer nicht genug bewundern.

Der König aber fuhr in seinem Uebermuthe fort und ließ im folgenden Jahr 1673 die Reichstadt Colmar, deren Privilegien er bis jetzt noch geschont hatte, plötzlich mit 5000 Mann überfallen. „Nun wurden alle Bürger entwaffnet, die Posten an den Thoren und auf den Wällen mit Franzosen besetzt; alles Geschütz, Kriegs-Munition und Mundvorrath der Stadt inventirt und nach Breisach gebracht. Die Bürger aber mußten ihre Räuber beherbergen; sechs bis zehn Mann über Tisch in allem freihalten,

und sich glücklich schätzen, daß sie nur einer allgemeinen Plünderung entgingen. Neunzig Kanonen, eine Menge kleiner Gewehre, viele tausend Fürtel Früchte und sehr viel Wein führte man aus der Stadt. Nachdem dieses geschehen, fingen die Franzosen an, die Thore und Thüren zu sprengen, die Wälle nieder zu reißen und die Gräben auszufüllen; kaum zwei Wochen waren vorbei, so war das blühende Colmar ein offener, wehrloser Ort — war in ein Dorf verwandelt! Gerade so ging es auch den Städten Schlettstadt, Kaisersberg, Oberehnheim, Hagenau, Weissenburg, Landau, überhaupt allen zehn Reichsstädten im Elsaß. Straßburg würde ein ähnliches Schicksal erfahren haben, wenn es weniger fest und nicht so mächtig und wachsam gewesen wäre.

Die allgemeine Noth des ganzen Landes und das traurige Beispiel der zehn Reichsstädte öffnete nun den Bürgern Straßburgs die Augen, und vermehrte ihren Eifer zur Vertheidigung ihrer Freiheit. Es war nun nicht mehr zweideutig, was auch ihnen bevorstünde, wenn sie durch List oder Gewalt den Franzosen in die Hände fielen; Obrigkeit und Bürgerschaft strengten daher alle Kräfte an, die Stadt in die bestmöglichste Verfassung zu setzen. Das Bollwerk neben dem Weissenthurmthor, Lug in's Land genannt, war sehr beschädigt, und die Stadt auf dieser Seite fast offen. Einige Kaufleute bemerkten dieses, gingen zu dem regierenden Ammeister und baten um Erlaubniß, mit ihren Leuten und andern Bürgern, welche sich etwa freiwillig einfinden würden, an diesem Bollwerk arbeiten zu dürfen, damit es noch vor Winter in wehrhaften Stand gesetzt würde. Ein so edles Begehren wurde nun sehr gerne bewilligt und den 24. August wirklich der Anfang gemacht. Die Bürger drängten sich in so großer Anzahl zu dieser Arbeit, daß man sich gleich anfangs genöthiget sahe, eine gewisse Ordnung einzuführen, und man fand für gut, jeden Tag eine ganze Zunft zur Arbeit aufzufordern. Es war eine Freude, zu sehen, wie willig

und freudig die Bürger arbeiteten, und man staunte über den glücklichen Fortgang des Werkes. Wie es aber gemeiniglich zu geschehen pflegt, daß bei großen Gesellschaften auch große Unordnungen entstehen, so ging es auch bei dieser freiwilligen Frohn. Weiber, Töchter und Kinder fanden sich zu Tausenden bei den Arbeitenden ein; da waren Marquetender, Musikanten; man zechte, tanzte, schrie und lärmte, daß es mehr einem Jahrmarkte als einem Arbeitsplatze gleich sahe; und dieses geschahe in einer so trübseligen und gefahrvollen Zeit.

Den 23. September näherten sich die französischen Völker der Stadt und plünderten die Dörfer bis auf Eckboltsheim. Auf dem Lande war ein großer Jammer allenthalben; die armen Landleute flohen, wo sie konnten, und flüchteten ihre Habe und Güter in das feste Straßburg; unsere Stadt war daher mit Menschen, Vieh, Früchten und Wein so vollgestopft, daß man nicht alles unter Dach bringen konnte. Und da die Gefahr mit jedem Tage größer wurde, erging den 30. September der Befehl von dem Magistrat, daß alle Gärten, Häuser, Bäume und Reben auf 60 rheinländische Ruthen von den Festungswerken der Stadt weggeschafft werden sollten, damit man eine freie Aussicht haben möchte; es wurden alle Wachen verdoppelt, und dieses dauerte den ganzen Winter über, weil ein großer Theil der Armee unter dem Marschall von Türenne in unserm Elsaß die Winterquartiere bezog.

Die Franzosen gaben Deutschland keine Ruhe. Der schwächliche Versuch des Kaisers, im Bunde mit Spanien und Holland ihren Räubereien zu trotzen, half nichts. Zum Jahr 1677 schreibt unser guter Friese schon wieder, wie die französischen Mordbrenner unter einem gewissen Labrosse in Weissenburg gehaust haben, in derselben Stadt, die im Jahr 1870 Zeugin unsrer Siege wurde. Der Unmensch ließ damals Alles hier ausplündern und unter erbärmlichem Geschrei der Einwohner

die Stadt an allen Ecken zugleich anzünden. Den folgenden Tag erschien er in Hagenau, die Mordfackel in der Hand, und wies den Soldaten die Plätze an, wo sie das Feuer anlegen sollten, und Hagenau war noch denselben Tag ein Aschenhaufen: doch verschonte er sorgfältig die Häuser etlicher Juden und Christen, welche den Brand von ihm abgekauft hatten. Eben dieser Wütherich hat auch auf dem Selzer-Wörth den armen Bauersleuten ihre wenige noch gerettete Habe vollends geraubt, viele derselben niedergehauen und ihre elenden Hütten in Rauch aufgehen lassen, auch nicht einmal zulassen wollen, daß sie ihre unschuldigen Kinder aus dem Feuer retteten. Aus dem Munde dieses Ungeheuers selbst hat man es gehört, daß er sagte: Es könnte ihm nichts so großes Vergnügen machen, als das Prasseln der Flammen und das Gerassel einstürzender Häuser und Gebäude. Zum Glück für die Menschheit wurde dieser Unmensch im Junius dieses Jahres bei St. Leonhard mit fünf Schüssen getödtet."

Nun endlich kam auch Straßburg an die Reihe. Man erstaunt, wenn man liest, wie viele Vorsicht der übermüthige König der Franzosen doch gebrauchte, ehe er diese, vom deutschen Reich nicht im geringsten unterstützte, einzige Stadt angriff. Sie war eben sehr fest und hatte tapfere und deutsch gesinnte Bürger. Der König mußte Verrätherei zu Hülfe nehmen. Ulrich Obrecht, der Sohn des hingerichteten Obrecht, wollte seinen Vater rächen und nahm Geld von Frankreich, um seine Vaterstadt mit List dem König zu überliefern. Ihm half der Stadtschreiber Günzer, und mit dreimalhunderttausend Thalern, die ihnen der König gab, warben sie eine Anzahl schlechter Bürger, um die Franzosen heimlich herbeikommen zu lassen. Man wählte die Zeit des September 1680, in welchem viele Straßburger Bürger die Frankfurter Messe besuchten. Die Franzosen rückten heran und zwangen unter fürchterlichen Drohungen die Stadt

zu kapituliren. Ludwig XIV. gelobte, die Stadt bei allen ihren alten Rechten und namentlich auch bei ihrer Religionsfreiheit zu schützen, und hielt einen prächtigen Einzug in Straßburg, legte aber sogleich eine starke Besatzung hinein und ließ die Festungswerke noch sehr verstärken, um ein Hauptbollwerk auf deutschem Boden selbst zu gründen. Trotz seines Gelöbnisses, die Religionsfreiheit zu achten, ließ er sogleich den Protestanten die berühmte Münsterkirche wieder wegnehmen, sie dem Bischof übergeben und Messe darin lesen. „Hierauf ließ er (so schreibt das Theatrum Europaeum XII. 272) einen Befehl ergehen, „daß kein Straßburger Burger oder Einwohner, bey fünff Francken Straff, sich hinfüro sollte gelüsten lassen, in's Münster zu gehen. Ingleichen ward ihnen auch alle Correspondentz mit andern Orten, und kein Paquet oder Brieff zu verschicken, ernstlich und bey Straff hundert Reichsthaler verbotten: demjenigen aber, welcher die angesetzte 100 Rthlr. nicht würde erlegen können, sollte eine Lilie auff die Stirn gebrannt und der Stadt verwiesen werden."

In des Latomi Frankfurter Relationen zum Jahr 1685 Seite 49 lesen wir noch Folgendes: „Den 4ten Juni wurde im gantzen Elsaß vom Königl. Staatsrath ein Mandat publicirt, vermög dessen der König allen von der Augspurgischen Confession und Reformirten zu der Katholischen Religion Trettenden, eine Frist in 3 Jahren keine Schulden oder Capitale zu bezahlen, und daß sie nirgends deßwegen belanget werden können, vergönnet. Obwolen zu Straßburg die alte Kleidertracht, bey dem Weibsvolck, ohnerachtet fast gantz Teutschland den Frantzosen mit schweren Kosten nachäffen, durch fleissige Auffsicht der Obrigkeit, bißhero noch immer erhalten, so musten anjetzo auff Befehl des Königs alle junge Weibs-Personen nach Frantzös. mode gekleidet werden, weßhalben auch der Rath daselbsten den 23. Junii eine Kleider-Ordnung publiciren lassen, und solche

Tracht oder Frantzöſ. mode bey Straf anbefohlen, auch denen Manns-Perſonen die hohe und ſpitze Hüt unter gleicher Straf zu tragen verbotten."

Der Verräther Ulrich Obrecht wurde vom König von Frankreich mit Gnade überhäuft und zum königlichen Prätor ernannt, und der edle Ammeiſter Dominikus Dietrich plötzlich auf Befehl des Königs nach Paris berufen, damit die proteſtantiſchen Bürger der Stadt ihren hochgeachteten Führer verlören. Unterdeß ſollte Obrecht ſich bemühen, den ganzen Magiſtrat von Straßburg katholiſch zu machen. Offene Gewalt wollte man nicht brauchen, um die proteſtantiſchen Mächte nicht zu ſehr aufzureizen. Der arme Dietrich kam nun nach Paris und „man begegnete ihm mit vieler Höflichkeit und Achtung. Täglich mußte er bei Hof aufwarten und zwar allemal in ſeinen Amtskleidern, in denen er ſonſt im Rath zu ſitzen pflegte, aber nie ſagte man ihm ein Wort, warum man ihn eigentlich nach Paris berufen hätte. Einmal wagte er es, ſich Erläuterung hierüber auszubitten, erhielt aber von dem Miniſter die Antwort: Man würde es ihm ſagen, wenn es Zeit wäre. Endlich, als er wie gewöhnlich bei einer Audienz des erſten Miniſters, Louvois, erſchien, kam dieſer, von andern vornehmen Herrn begleitet, auf ihn zu, hatte eine geöffnete Bibel in der Hand und ſagte zu Dominikus Dietrich: Leſet hier den Willen eures Königs! Es war die Stelle 1. Makk. 2, 17, da es heißt: „Die Hauptleute Antiochi ſprachen zu Mattathias: Du biſt der Vornehmſte und Gewaltigſte in dieſer Stadt und haſt viele Söhne und eine große Freundſchaft, darum tritt zuerſt dahin und thue, was der König geboten hat, wie alle Länder gethan haben und die Leute Juda, die noch zu Jeruſalem ſind: So wirſt du und deine Söhne einen gnädigen König haben und begabet werden mit Gold und Silber und großen Gaben." Dominikus Dietrich, der ſchon lange eine ſolche Zumuthung erwartet hatte und außerordentlich

bibelfest war, kehrte die Bibel herum und sagte: „Die Fortsetzung enthält meine Antwort V. 19, 20, 21. Da sprach Mattathias frei heraus: Wenn schon alle Länder Antiocho gehorsam wären, und jedermann abfiele von seiner Väter Gesetz, und willigten in des Königs Gebot: so wollen doch ich, meine Söhne, und meine Brüder nicht vom Gesetz unsrer Väter abfallen. Da sehe Gott für! Das wäre uns nicht gut, daß wir von Gottes Wort und Gesetz abfielen."

Gleich den andern Tag erhielt Dominikus Dietrich seinen Verweisungsbrief (Lettre d'Exil); er wurde in allen Gnaden von seinem Vaterlande verbannt, und nach Gueret, im mitteln Frankreich (Départ. de la Cruse) verwiesen. In Straßburg wußte man inzwischen von allem was vorgegangen war, keine Silbe, ohne daß den 20. Juli ein Königlicher Befehl ankam, daß man die Aemter, welche Dominikus Dietrich bekleidet hätte, besetzen sollte, indem der König gesonnen wäre, ihn bei sich zu behalten; die wahre Ursache seiner Verweisung hingegen wußte niemand als der, der sie im Finstern selbst bewirkt hatte.

Aus den Briefen, welche von Herrn Tarade, durch dessen Hand alle Briefe und Befehle vom Hof an den Dominikus Dietrich abgefertigt wurden, wie auch aus denen, die von einigen Jesuiten und anderen Personen an ihn geschrieben worden sind, erhellet, daß man dem Dominikus Dietrich in seinem Exilio von allen Seiten her hart zusetzte, seinen Glauben zu verändern. Der berühmte Bossuet, Bischof von Meaux, wurde selbst vom Hof beordert an seiner Bekehrung zu arbeiten, nach ihm bekam ein anderer Pfarrer in der Nähe den nämlichen Auftrag; Jesuiten und Mönche bestürmten seine Standhaftigkeit fast täglich: aber Dietrich blieb unbewegt.

Auf Fürbitte der Gemahlin des Dauphin, welche einige Jahre vorher in dem Hause des Dominikus Dietrich beherbergt wurde, erhielt er im Jahr 1687 den 19. Dezember seine Frei-

heit wieder, doch unter der Bedingung, vorher bei Hof zu erscheinen, ehe er nach Straßburg abreise; dieses that aber unser Dietrich nicht. Darüber fiel er neuerdings in Ungnade, und mußte nach Vesoul in's Exilium wandern. Hier blieb er bis den 30. April 1690, da er, wegen überhandnehmender Altersgebrechen abermals Erlaubniß erhielt, in den Schooß seiner Familie zu kehren, doch daß er nicht aus seinem Hause gehen *) und mit Niemand, als mit seinen Verwandten, reden sollte. Während seinem hiesigen Aufenthalt ließ er sich in einer Sänfte, welche er sein Haus nannte, öfters in die St. Nikolaus-Kirche tragen, und vor den Altar hinstellen, um in derselben die Predigt anzuhören. Dieser Ursachen wegen wurde er von den Vornehmsten der Stadt, die alle seine Schritte und Tritte beobachteten, abermals vor Hof verklagt, und man fürchtete eine nochmalige Verweisung. Es scheint aber, der König wollte die Straßburger, bei denen Dietrich nun alles galt, nicht zu sehr entrüsten, da ohnehin sein Ende nicht mehr ferne schien. Im Jahr 1692 erhielt er die Erlaubniß auszugehen, auch wenn es seine Gesundheit erfordere, außerhalb der Stadt; nur solle er sich der Regierungsgeschäfte nicht mehr annehmen, und das Rathhaus nicht betreten.

Seine volle Freiheit erhielt er erst im Jahr 1694 den 9. März, da er diese Welt verließ, um in eine bessere überzugehen. Er starb in den Armen seiner Gattin und Kinder, seines Alters 74 Jahr 11 Tage; seine Hülle liegt auf der St. Urbans-Aue begraben."

Man pflegt in Straßburg das berühmte Denkmal des Marschall von Sachsen den Fremden als die größte Merkwürdigkeit zu zeigen, so daß man über dieser plastischen Arbeit im echt französischen Geschmack der Renaissance das Meisterwerk der

---

*) Er wohnte am Niklausstaden, am Kämpferischen Hause.

deutschen Baukunst, das Münster, die Schöpfung unseres Erwin, vergessen sollte. Der Marschall von Sachsen, ein Bastard des grenzenlos lüderlichen August II. von Polen-Sachsen, führte ehrvergessen als Deutscher die französischen Heere gegen Deutschland an. Wäre es nicht schicklicher, wenn man das Denkmal dieses Marschalls auf Wagen verpackte und nach Paris versetzte, in Straßburg aber dem unvergeßlichen Patrioten Dominikus Dietrich ein Denkmal setzte?

IV.

Wie betrog man uns um Lothringen?

Das Herzogthum Lothringen ist der letzte Rest des alten Lotharingien, des größeren und mittleren Drittels des unter Ludwigs des Frommen Söhnen dreigetheilten Reiches, den der älteste Sohn des Kaisers, Lothar, verwaltete. Dieser große Reichstheil schrumpfte nach und nach bis auf das kleine Herzogthum zusammen, welches noch jetzt seinen Namen trägt. Bei der Haupttheilung zwischen dem deutschen Kaiserreich und dem französischen Königreich blieb es integrirender Theil des ersteren, deutsches Grenzland gegen Frankreich. Das Land ist heute noch deutsch mit Ausnahme einiger westlicher Gegenden, in denen die französische Sprache vorherrscht. Bis an die Mosel ist alles deutsch, von da bis zur Meurthe mischt sich schon die französische oder wälsche Sprache ein. Rechts und links von der Mosel bis Diedenhofen (Thionville) und von da bis in's Luxemburgische kommen auffallend viele Orte mit der Endung ange vor, während die meisten Orte an der Saar noch mit ing und ingen endigen. Beides bedeutet dasselbe, nämlich den Stammsitz einer deutschen Familie. An der Werra in Thüringen verwandelt

die Mundart das ingen in ungen, z. B. Meinungen, Wasungen. Die lothringischen Orte Amelange, Bertrange, Budange, Eblange, Entrange, Guntrange, Hagondange, Imeldange, Ridange, Schifflange, Tussange, Volmerange, würden schwäbisch lauten Amelingen, Bertringen, Budingen, Eblingen, Entringen, Guntringen, Hagendingen, Imeldingen, Ridingen, Schifflingen, Tussingen, Volmeringen. Lauter gute deutsche Namen nach der Analogie von Gerlingen (wo die Nachkommen Geros), Gomaringen (wo die Gomars), Beroldingen (wo die Berolds wohnen) 2c.

Lothringen blieb in der Reformation katholisch, neigte aber nicht Frankreich zu. Vielmehr zeichneten sich seine Herzoge durch treues Festhalten an Kaiser und Reich aus, besonders im dreißigjährigen Kriege. Damals verdienten sie den Ruhm, „die Wacht am Rhein" gehalten zu haben. Auch Mercy, der größte Feldherr der Bayern und ohne Zweifel einer der größten des dreißigjährigen Krieges, der die Franzosen unter Turenne und dem großen Condé in glänzenden Schlachten auf's Haupt schlug, war ein Lothringer.

Aber die alte tapfere treubewährte Wacht am Rhein wurde abgedankt durch die Habsburger. Von Anfang an hatte dieses Kaisergeschlecht Deutschland unsägliches Wehe gethan, immer im Bunde mit Rom und Frankreich, hatte uns durch seine Tyrannei die Schweiz und die Niederlande entfremdet, immer Italiener und Spanier, sowie Ungarn und Slaven den Deutschen vorgezogen, der gerechten Forderung der deutschen Nation, die unerhörten Mißbräuche des römischen Papstthums nicht länger zu dulden, der Ausplünderung der Deutschen durch den Ablaßkram ein Ende zu machen, überhaupt die Kirche an Haupt und Gliedern zu reformiren, niemals nachgegeben, das Papstthum, die Jesuiten, den Romanismus in allen Beziehungen stets beschützt und gepflegt, den Germanismus unterdrückt, daher die deutsche Reformation in ihrer natürlichen Entwicklung gehemmt

und die confessionelle Spaltung der Nation verschuldet. Der letzte männliche Sprößling des Habsburgischen Geschlechts handelte nun ganz in der antideutschen Tradition desselben, indem er das deutsche Lothringen schnöderweise zum größten Nachtheil der deutschen Nation und trotz der deutschen Reichsverfassung an Frankreich verschacherte, um dafür Toscana und Parma einzutauschen, italienische Landschaften mit wälscher Bevölkerung. Er setzte also dem ganzen langen deutschfeindlichen Treiben der Habsburger schließlich noch die Krone auf durch Wegreißung eines echten deutschen Reichslandes vom Reich, dessen Mehrer zu seyn er als Kaiser geschworen hatte, durch gewissenlose Hingabe dieses edlen deutschen Landes an die Franzosen, an die Erbfeinde Deutschlands.

Bekanntlich wurde Herzog Franz von Lothringen im Jahr 1736 für Lothringen in Italien entschädigt, um des Kaisers einziges Kind, die reiche habsburgische Erbtochter Maria Theresia, heirathen zu dürfen. Also um das Familiengut der Habsburger forterben zu lassen und zugleich abzurunden, mußte das deutsche Reich eine seiner wichtigsten Provinzen verlieren. Das charakterisirt die ganze habsburgische Politik. Sie war von Anfang an nie auf etwas anderes gerichtet, als auf die Erwerbung und Vermehrung eines großen und immer größern Haus- und Familienbesitzes. Diese Hausmacht, ein ungeheurer, unnatürlicher, ungesunder Parasit oder Schwamm aus der Fäulniß geraubter und widernatürlich zusammengepferchter Nationen emporgewachsen, sollte nach Karls V. Traum eine Weltmonarchie werden, gleich der altpersischen oder altrömischen oder gleich dem Califat der Muhamedaner. Wie diesem der Islam, so sollte der habsburgischen Weltmacht ausschließlich die römische Kirche und der Jesuitenorden die innere Einheit und Uniformität garantiren helfen. Ein anderes Recht sollte es nicht mehr geben dürfen als das des Dominatus Absolutus, der unumschränkten Will-

kür in der Person des Oberhaupts einer einzigen herrschenden, legitimen Familie. Eiserne Gewalt sollte die Völker gegen ihren Willen, gegen ihr eigenstes Naturell, gegen ihr dringendstes Bedürfniß, gegen ihr angeborenes Recht zusammenzwingen, wie Negersclaven an langer Kette an einander gereiht werden. Kein Völkerrecht, kein natürliches und göttliches Gesetz wurde geachtet, Deutsche, Romanen, Slaven, Indianer alle an die gleiche Kette gespannt und wer sich dem unvernünftigen Zwange nicht fügen wollte, schonungslos gemartert, gemordet. Kaiser Ferdinand II. wollte seine schönen Erbländer lieber voll Blut und Trümmer, ja lieber ganz menschenleer sehen, als daß noch sog. Ketzer darin existiren dürften. Die Verschiedenheit der Nationen wurde vom Haus Habsburg nur benutzt, um eine durch die andere zu fesseln und zu plagen, nöthigenfalls, wenn widerstrebt wurde, zu morden. Keine einzige durfte seyn, was sie ihrer Natur nach hätte seyn sollen. Dem Deutsch-Oesterreicher wurden alle natürlichen Vortheile seiner Nationalität, alle natürliche Entwicklung des Geistes geraubt durch die lateinische Jesuitenerziehung, durch absichtliche und systematische Verdummung, durch die Tyrannei wälscher und slavischer Magnaten und Generale. Ungarn und Böhmen klagten im Gegentheil über die Willkür und den Pedantismus der deutschen Beamten. Noch mehr die Italiener, deren heißes Blut sich am wildesten gegen das habsburgische System empörte und in den Ruf morte ai Tedeschi zuspitzte, obgleich umgekehrt dasselbe habsburgische Regiment wieder die Deutschen gerade durch seine wälsche Praktik, ausschließliche Begünstigung der römischen Kirche und Bevorzugung italienischer Diplomaten, Generale, Glücksritter und Komödianten unterdrückte, quälte und ärgerte. Die gesunde Blüthe aller Nationalitäten wurde in der Habsburger Monarchie zerknickt, oder der Blüthenstaub auf ein fremdes Pistill übertragen und eine Bastardbrut erzeugt, die den Zwecken der Zwingherrschaft diente, aber

keiner Nation mehr angehörte, allen zum Schaden aufwuchs, kleine Parasite, die wieder auf dem großen wuchsen.

Noch kennt die Weltgeschichte keinen Staat von so widernatürlicher Zusammensetzung, der nicht zuletzt hätte untergehen müssen, gleich dem assyrischen, gleich dem persischen, dem makedonischen, dem römischen Weltreich, diesen Riesenschwämmen, die sich vom Mark überwundener Völker mästeten, bis sie selbst abfaulten und unter den Resten ihres Wustes das frische junge Leben gesunder Völker wieder aufgrünte. So sehen wir auch die große habsburgische Monarchie seit dem Tode ihres letzten unwürdigen Sprößlings, der unser deutsches Lothringen an die Franzosen verkaufte, in den längst verdienten Verfall gerathen und naturgemäß absterben, während die deutsche, die italienische, die ungarische und slavische Nation immer freier geworden sind und sich verjüngen. Jener ungesunden Souveränetät, welche die Nationen theils von einander schneidet, theils wieder mit andern zusammenschmiedet, die nicht zu ihnen gehören, tritt mit der ganzen Macht des Zeitgeists und der von langem Zwang und Irthum wieder genesenden Menschheit die gesunde und allein natürliche Souveränetät der Nationen gegenüber, jener großen Nationen, die nach Gottes unabänderlichem Willen nun einmal verschieden sind, jede mit ihrer eigenen Sprache, mit ihren eigenen Anlagen und Gaben, mit ihrem eigenen Recht. Nur derjenige ist wahrer Souverän, der in seiner Person das Recht einer ganzen großen Nation vertritt, ihr Wohl, ihre freie Entwicklung fördert und hütet. Nur derjenige Herrscher ist von Gottes Gnaden, der alle Pflichten gegen sein Volk, nach Gottes Einrichtung und Geboten erfüllt. Und nur seine Familie ist legitim und auch nur auf so lange, als sie durch treue Pflichterfüllung den Genuß ihres Vorrechts verdient.

Zu diesen allgemeinen Betrachtungen veranlaßte uns der besondere Lothringen betreffende Fall. An ihm nämlich erkennt

man am deutlichsten die Unnatur des von uns verdammten Systems, welches den Nationen ihr heiligstes Recht raubt, einer Nation ihre natürlichen Glieder abschneidet oder ihr fremde ansetzt. Die Wiedereroberung des uns geraubten Lothringen aber mahne uns, daß wir es uns nie wieder entreißen lassen, daß wir nie mehr auf deutschem Boden einen Willen und eine Macht dulden, welche deutsche Länder zu ihrem Privatvergnügen verkaufen möchten.

Spät, aber unvermeidlich straft sich jeder an Deutschland begangene Frevel. Wie zappelt es in der Reichskanzlei des Herrn von Beust in allen Fingern und Federn vor Angst, das einst durch einen seiner Vorgänger an Frankreich verkaufte Lothringen könne nun doch wieder deutsch werden müssen. Da werden Noten und Instruktionen geschrieben und die zitternde Hand wagt sogar, auf dem Papiere zu drohen. Das ist das Herzpochen, das hier durch alle Beustischen Phrasen durchschlägt. Man fühlt es mit bitterem Schmerze, es geht mit dem alten System der Völkerknechtung, des Völkertausches, der Völkerverschacherung nicht mehr, die Diplomaten können die Völker nicht mehr wie weiße und schwarze Sclaven auf dem Bazar nackt ausziehen, prügeln lassen, sortiren und verkaufen. Die großen Nationen verlangen jetzt ihr Recht und lassen es sich nicht mehr vorenthalten, es sich nicht mehr mit Gewalt rauben oder mit List stehlen und darum betrügen. Dagegen hilft kein eleganter Kanzleistyl und kein Notenschreiben mehr.

V.

Ein Blick auf Mühlhausen.

Die gewerbreiche Stadt Mühlhausen im Suntgau zieht unser besonderes Interesse auf sich. Man sagt, sie sey durch ihre Industrie auf's engste an Frankreich gebunden und würde daher in ihrem Wohlstand außerordentlich leiden, wenn sie zu Deutschland kommen müßte. Thörichte Furcht, böswillige Lüge. Wo Geldkräfte, Wasserkräfte, Brennmaterial, Arbeitskräfte zusammenwirken, können sie im deutschen Staatsgebiet so gut wie im französischen die nöthigen Handelsverbindungen und den großen Markt und die Mittel des Imports und Exports finden, welche das Gedeihen der Industrie bedingen. Der Zollverein, der deutsche Seehandel stehen ihnen offen. Selbst die Beziehungen der Mühlhäuser Industrie zu Frankreich werden nicht nothwendiger Weise durch die politische Grenze durchschnitten. Deutschland besitzt ohne Zweifel die Macht und auch den guten Willen, der Industrie in Mühlhausen gerecht zu werden, und würde es sich zur besondern Ehre schätzen, dem echt deutschen Fleiß und Geschäftssinn der deutschen Bewohner von Mühlhausen die Anerkennung zu widmen, welche sie verdienen, und ihnen auf alle

Weise zu ihrem ferneren Gedeihen behülflich zu seyn. Die Industrie am Ober-Rhein wird unter der Fürsorge der deutschen Centralgewalt so sicher blühen, wie am Nieder-Rhein. Was war Köln unter französischer Herrschaft, und was ist es jetzt? Im Wohlstand und in der echt deutschen Gesinnung der Rheinpreußen mögen die Elsäßer sich ihre Zukunft abspiegeln.

Mühlhausen im Elsaß gehörte zu den alten freien deutschen Reichsstädten und hat unter allen ihresgleichen am längsten beim deutschen Reiche ausgehalten, ist am spätesten zu Frankreich gekommen. Das hat sie zum Theil der Verbindung mit der Schweiz verdankt, von der sie als zugewandter Ort aus der Nähe beschützt wurde. Erst als die französische Revolution ausbrach, das deutsche Reich und endlich auch die Schweiz der Uebertwältigung durch die französischen Raubhorden unterlag, konnte auch Mühlhausen seine alte Freiheit nicht mehr behaupten und entsagte ihr freiwillig in einer sehr originellen Weise. Es wird gewiß viele Leser interessiren, aus Graf's Geschichte von Mühlhausen I. 374 folgende Schilderung des merkwürdigen politischen Selbstmords einer Stadt zu lesen.

„In der Versammlung des großen Raths und Vierziger vom 1. März ward angezeigt, daß, laut der französischen Konstitution, zu befürchten wäre, die Stephans-Hauptkirche würde vielleicht als Nationalgut angesehen und verkauft werden müssen. Diesem auszuweichen, wurde solche pro forma an einige bemittelte und angesehene Bürger kaufsweise verschrieben, jedoch ohne weitere Folgen oder daß selbige ein wahres Recht darauf haben sollten, solches auch folgenden Tags der Bürgerschaft auf den Zünften bekannt gemacht; der gültige Verkauf aber der Stadtgüter geschah im Chor der ehemaligen Barfüßerkirche (jetzt dem katholischen Gottesdienste gewidmet) und bestunden solche, außer den Kapitalien, welche die Stadt und die sechs Zünfte vorgespart hatten, in fünf Mühlen, einigen Walken, sechs Zunft-

gebäuden, einigen Pfarrhäusern, nebst Rohr- und Armbrust-Schützenhaus. Die Gebäude und Gärten des Deutsch- und Johanniter-Ordens, der Lützel- und Dornacher-Hof, die Wälle oder Stadtgräben und das Bollwerk, die Aecker, Matten und Reben, theils der Stadt, theils dem Spithal zugehörend; die Waldungen in fremdem Bann, das Isenholz und der Bärenfels genannt (das Urhau nächst der Doller und der Tannenwald ob dem Rebberg, welche auch auf der fatalen Liste waren, sind aber dennoch beybehalten worden). Der sämmtliche Verkaufsbetrag oberwähnter Güter belief sich auf ungefähr zwey Millionen Livres.

Der Austheiler ward berechnet auf die Köpfe sämmtlicher Bürger, Bürgerinnen und deren Kinder, und da belief sich ein einfacher Theil auf ungefähr 250 Livres. Väter und Mütter aber erhielten jedes zwey Antheile. Die Zahlung geschah in Billets zu fünf Jahres-Terminen mit fünf Prozent jährlichem Zins, auf die Verkaufsgüter hypothezirt.

Es erfolgte sodann am 10. März die letzte Sitzung des kleinen und großen Raths, wo auch die H.H. Vierziger zugegen waren, in der großen Rathsstube. Da wurde angezeigt, daß das Reunionsfest den 15. gleichen Monats gehalten werden soll, und zugleich das Verzeichniß der bey demselben vorkommenden Zeremonien vorgelesen, mit dem Anhang, daß wer etwas daran zu tadeln fände, es sagen möchte. Allein da die Unabhängigkeit des Staats nun einmal in Trümmern gegangen war, so mochte es sich der ohnehin vergebenen Mühe nicht lohnen, einige theils alberne, theils die alte Mühlhauser-Konstitution beleidigenden Punkte streitig zu machen; stillschweigend ließ man also den Plan mit allen seinen Gaukeleyen gelten, welche die Zeremonienmeister und der französische Kommissär ersonnen hatten. Uebrigens war es damals im Schwunge, das Volk in Frankreich durch allerhand Komödien und Blendwerke in einer Art Entzückung zu erhalten.

Als nun bei dieser Versammlung keine weitern Vorträge zu machen waren, so erschien der Moment, wo die Mitglieder der Regierung ihre Stellen niederzulegen hatten. Dies konnte nicht mit ungerührtem Herzen geschehen (gleichsam als ob das Trauerglöckchen seine ersten Töne zu einer Begräbniß hören ließ). Einige Minuten verflossen noch in stillem Nachdenken, bis alsdann ein brüderlicher Abschied erfolgte und Jeder mit der innern Ueberzeugung hinwegging, sein Amt nach Pflicht und Schuldigkeit verwaltet zu haben.

Der 15. März rückte heran unter günstiger Witterung; da ward das große Fest, Morgens um sechs Uhr, Himmel und Erde durch fünfzehn Kanonenschüsse angekündet. Bald nachher stellte sich das Freykorps, 230 Mann stark, unter's Gewehr. Die fremden eingeladenen Gäste waren Tags zuvor (etwa 120) angekommen und bei den Bürgern einquartirt worden. Darunter befand sich Herr Adelagio, Ambassador der italienischen Republik in der Schweiz. Um 8 Uhr begaben sich die ehemaligen Mitglieder des kleinen und großen Raths, nebst den H.H. Vierzigern auf das Rathhaus; erstere in schwarzer Kleidung, jedoch ohne Mantel und Kabutz. Der Sammelplatz war im Vorhaus, und nicht wie gewöhnlich in der großen Rathsstube, da selbige bereits zu einem Gastmahl eingerichtet war. In diesem Vorhause stellte man sich in einen Kreis. Zwey der Herren Bürgermeister waren wegen Unpäßlichkeit nicht erschienen, der dritte aber (Herr Bürgermeister Joh. Hofer) hielt eine auf den Umstand sich beziehende kurze Rede, nach welcher eine Deputation abgesandt wurde, dem französischen Kommissär, Hrn. Metzger, welcher sich vor dem Baselthor mit den andern Herren versammelt hatte, die Schlüssel der Stadt auf einer silbernen Platte zu überreichen, und dann ging der Zug gegen 9 Uhr nach dem Gänsplatz (vor Altem Roßmarkt, jetzt Place des victoires). Auf diesem Gänseplatz mußten sich die Magistratsglieder in eine

Linie stellen und allda abwarten, bis die vornehmen und andern Herren der umliegenden Gegenden zum Baselthor hineinspazirt kamen. Da diese aber eine halbe Stunde verweilten und man sich auf dem Gänsplatz an die Schattenseite gestellt hatte, wo es ein bischen kalt machte, so ward die Linie gebrochen, um sich einstweilen an der Sonne zu wärmen und keine Gänsehaut zu kriegen. Endlich erschien der Vortrapp mit fünf auf hübschen Wagen geladenen (schreckenvollen) Freyheitsbäumen, es waren Linden, 20—30 Schuh lang, mit Wurzeln, wovon sodann die eine auf dem Stephanusplatze, wo vorher der Stock- oder Laufbrunnen gewesen, die andern aber bey den vier Stadtthoren aufgepflanzt wurden, aber kein hohes Alter erreicht haben.

Die Ordnung dieses Einzugs war genau folgende: 1° der französische Herold zu Pferde; 2° einige Detachemente französisches und Mühlhäuser Militär; 3° die Freiheitsbäume; 4° ein Frauenzimmer in Schweizertracht, die Schlüssel der Stadt tragend; 5° vier Frauenzimmer auf einem Kissen von weißem Atlas die französische Constitution tragend; 6° vier Frauenzimmer, in einem Korb und Portefeuille den Reunionstraktat tragend; 7° ein junges Mädchen, den panaschirten Hut des Präsidenten der neuangehenden Munizipalität tragend; 8° zwey junge Mädchen, zwey Schärpen der französischen Nationalfarbe tragend; 9° ein junges Mädchen, den panaschirten Hut des französischen Commissärs tragend; 10° drey junge Mädchen, Echarpes tragend; 11° junge Mädchen, die Stempel der Municipalität und des Friedensrichters tragend; 12° der französische Commissär und der italienische Ambassadeur; 13° die andern fremden Herren; 14° ein Detachement französischer Gensd'armes.

Als nun die Festgäste den Gänsplatz betraten, war angeordnet, daß jeder Herr des Raths und der Vierziger einen davon zum Zeichen der Vereinigung an den Arm nehme; dieses ward von vielen befolget, von andern aber als eine überflüssige

Ceremonie bei Seite gelassen (was nicht von Herzen gehet, hat keine Art noch Gattung; so sahe auch manches Paar komisch aus). Von dem berühmten Gänsplatz ging nun der Zug langsam und majestätisch zwischen einer Menge umstehenden Volkes hindurch und alle Fenster waren mit Spektatoren und Spektatorinnen besetzt; durch die Kramgasse über den Stephansplatz, die Bäckergasse, die Spiegelthorgasse, bei dem Spithal vorbey, die Barfußgasse, die Schmidt- und Wagnergasse und dann zu dem Rathhause. (Während diesem Zuge, welcher anderthalb Stunden dauerte, wurde alle zwey Minuten ein Kanonenschuß gethan.) Auf dem Stephansplatze wurde die Ordnung des Zuges folgendermaßen abgeändert: 1° der Herold von Mühlhausen, geharnischt auf einem Schimmel; 2° einige Detachemente Mühlhauser- und französisches Militär; 3° acht geharnischte Bürger, davon trugen vier die Zunft-Fahnen, die Statuten der Stadt, die Siegel der Stadt, das Stadt-Wappen und das Justitz-Schwerdt; 4° eine Deputation von Illzach; 5° der französische Herold; 6° die Freyheitsbäume mit Bändern von französischer Nationalfarbe gezieret, von zwey Pferden, ebenfalls so gezieret, gezogen; 7° zwanzig junge Knaben mit Nationalbändern gezieret, Schaufeln und Pickel tragend; 8° französische Musik; 9° die Schweizerin mit den Stadtschlüsseln; 10° vier Mädchen mit dem Reunionstraktat; 11° vier Mädchen mit der französischen Konstitution; 12° ein Mädchen mit dem Hute des Präsidenten; drey Mädchen mit National-Echarpen, ein Mädchen mit dem Hute des Kommissärs; zwei Mädchen mit den Stempeln der Munizipalität und des Friedensrichters; 13° vierzehn keusche Jungfrauen, in Körben National-Kokarden tragend; 14° zehn Jungfrauen, Blumen in Körben tragend; 15° zehn Jungfrauen, grüne Zweige in Körben tragend; 16° achtzehn Jungfrauen, zu Gesängen; 17° eine Gruppe Jungfrauen (zum heyrathen parat); 18° eine Gruppe junger Knaben (auf Mädchen lauschend). In

allem waren der mannbaren Jungfrauen 110, und der jungen Mädchen 120, sämmtlich weiß gekleidet und in Nationalbändern. Der Knaben waren 180, dann kam der Zug der fremden Herren und Magistratsglieder.

Bei dem Rathhause waren, längst der großen Treppe, zwey Gerüste aufgeschlagen. Das eine bestiegen die ehemaligen Rathsglieder, das andere aber die fremden Gäste. Die zwey Herolde paradirten da zu Pferde. Derjenige, welcher die sinkende Republick Mühlhausens vorstellte, war in glänzendem Harnisch und großem Federbusche auf dem Helm, die alte Stadtfahne (roth und weiß) vor sich haltend. Er saß auf einem hübschen weißen Pferde, und hieß Johannes Zürcher. Der französische Herold, Wälterle, von Heimsbrunn, erschien mit Panzer und Schärpe, in Nationalfarbe (roth, weiß und blau); beide waren große starke Männer.

Als nun der Zug wieder bei dem Rathhause anlangte, so ward erstlich den Deputirten von Illzach durch den Herrn Bürgermeister und nachher auch durch den Mühlhauser Herold angekündet, daß sie jetzt ihrer Verpflichtungen gegen die Stadt Mühlhausen entledigt wären, und zugleich ihnen einen Freyheits-Brief zugestellt. Nach dieser Zeremonie ward die Vereinigungs-Akte Mühlhausens an Frankreich abgelesen, dem Stadtherold der roth und weiße Federbusch abgenommen, und einer von National-Farbe aufgesteckt. Der Stockbrunnen auf dem Stephansplatze war, wie schon bemerkt, abgebrochen (weil der Unterhalt zu kostspielig erfunden wurde), die Brunnenschaalen aber blieben stehen und deren Mitte tief ausgegraben, um einen der Freyheitsbäume dahin zu pflanzen. Bevor aber dieses geschah, wurden durch sechs geharnischte Männer die Stadt- und Zunftfahnen, soviel man deren bekommen mochte, zerrißen, mit Schwerdtern zerschlagen und in die Grube geschmissen.

Ferner wurden hineingeschleudert die Gesetzbücher oder Sta-

tuten der Stadt Mühlhausen, ingleichem einige Stadtwappen und ein großes Schwerdt aus dem Zeughause. Nachdem nun diese unschuldigen Märtyrer mit etwas Schutt bedeckt worden, wurde der alberne Freyheitsbaum hineingestellt und die Grube vollends mit Grund aufgefüllt. (Der Baum kam fataler Weise etwas schief zu stehen, dieß galt aber gleich; er war so schief, als die andeutende Freyheit.) Neben dieser Brunnenschaale gegen dem Rathhaus zu wurde noch ein zweiter Baum aufgerichtet, nämlich eine sehr hohe Tanne mit grünem Gipfel aber ohne Wurzel.

Zwey Jahre nachher fiel solcher von selbst um, und zwar am gleichen Tage, wo man den Hinscheid des Herrn Johannes Dollfuß, gewesenen wohlverdienten Bürgermeisters, zu betrauern hatte.

Sobald nun diese Gespenster aufrecht stunden, ward eine Prozession zu ihnen veranstaltet. Die Magistratspersonen und fremden Gäste stiegen von dem Gerüste herunter; erstere empfingen Nationalkokarden aus den reinen Händen zwölf schneeweiß gekleideter Vestalinnen, und der Zug zu dem Freyheitsbaum begann in Begleitung dieser Göttinnen, welche zugleich herzerquickende Freiheitslieder sangen, wobey sich militärische Musik hören ließ; dann stund, nebst dem Mühlhauser-Freycorps, auch eine Kompagnie französischer Soldaten allda unterm Gewehr. Die roth und weiße Fahne des Mühlhauser Freycorps wurde zusammengerollt und in ein Futteral von Nationalfarbe gesteckt, mit der Ueberschrift: La République de Mulhausen repose dans le xin de la République française. Dagegen verehrte der französische Kommandant der Stadt eine schöne Nationalfahne, auf welcher der erste Artikel des Traktates in Gold geschrieben stand. Gegen zwey Uhr war der Hauptakt dieses Schauspiels vollendet und jetzt wollten Magen und Kehlen auch eine Erlabung haben. Mancher war auf die Gastereyen vortrefflich ausgerüstet.

Es wurde also manche kostbare Platte aufgestellt, alles im

Ueberflusse, und an gutem Wein war auch kein Mangel. Neunzig Ohmen wurden durch die Kommissäre in Rechnung gebracht, dann vielerlei Gesundheiten getrunken, und zwar unter dem Donner der vor dem Baselthore aufgepflanzten Kanonen, welche sich schon den ganzen Morgen hindurch wacker hatten hören lassen, und oft den Kopf geschüttelt, warum man sie so fürchterlich tourmentire. (Sie ahndeten auch ihren nahen Hinscheid.)

In wie weit Herzensfröhlichkeit bei diesen Gastmählern obgewaltet, ist leicht zu errathen. Es war keine die Freiheit und Unabhängigkeit befördernde Bundesbeschwörung, sondern die Ankündigung einer angewohnten Oberherrschaft. Vergebens suchten da einige überspannte Köpfe durch französische Lieblingsgesänge die Gemüther zu erheben, und noch mehr verdarben sie die Sache durch Ablesung sogenannter patriotischer Reden, über welche sich ernsthafte Männer unter die Tische hätten verkriechen mögen.

Als die Nacht hereinbrach, wurde das Rathhaus und die Schneiderzunft prächtig illuminirt, auch stellte jeder Bürger brennende Lampen vor seine Fenster und einige zeichneten sich aus mit Transparenten. Vor den Thoren flogen Raketen und andere Feuerwerke gen Himmel, den Engeln Freude anzukünden. Sodann wurde auch sowohl auf dem Rathhause als den sechs Zünften getanzt und gesprungen, wobei ein starkes Gedränge und Gewimmel war, und sich besonders die fremden Einwohner, Handwerksgesellen, Knechte und Mägde sehr belustigten."

So wurde die alte deutsche Reichsstadt Mühlhausen im Jahr 1798 eine französische Provinzialstadt. In demselben Jahr wurde auch die Schweiz von französischen Heeren überfluthet und auf's schamloseste von Rapinat und seinen Gesellen ausgeplündert. Daß solche böse Zeiten niemals wiederkehren, dafür ist hoffentlich jetzt gesorgt. Alles Unglück aller Bestandtheile deutscher Nation wurde durch ihre Uneinigkeit verschuldet, sicheres, dauerndes Glück kann ihnen nur die Einigkeit wieder bringen.

VI.

Wir haben mit dem französischen Volk abzurechnen, nicht blos mit Napoleon III.

Man sucht uns Deutsche heute wieder zu bethören, wie im Jahr 1814, indem man uns einreden will, wir führten nur Krieg mit dem bösen Napoleon, nicht aber mit dem guten Frankreich, nicht mit dem liebenswürdigen französischen Volke, welches an der Spitze der Civilisation stehe, dem wir ja so viel verdanken, dem wir in den Kleidertrachten, im Geschmack für Oper und Romane nicht nur, sondern auch in allen Schablonen des modernen Liberalismus und Parlamentarismus wie Schüler dem Meister nacheifern. Hauptsächlich war die Restauration, der Eckel vor der russischen Vormundschaft und vor der Metternich'schen Bundeswirthschaft Schuld, daß in unserer Zeitungspresse eine undeutsche, allmählig ganz in französischer Frivolität untergegangene Gesinnung überhand nahm. Das war der Grund, warum in der langen Periode nach dem Wiener Congreß die patriotische Gesinnung in Deutschland nicht blos von der russisch-österreichischen Polizei, welche Deutschland überwachte, verboten und mit Kerker und Ver-

bannung bestraft, sondern auch von gewerbsmäßigen Witzmachern verhöhnt wurde. Statt des deutschen Patriotismus von 1813 griff eine neue Vergötterung der Franzosen um sich, eine Vergötterung ihrer Revolution und ihres Napoleon, eine Nachäffung ihres Liberalismus, ihrer systematischen Kammeropposition, ein sclavisches Adoptiren ihrer Charte und ihrer doctrinären Schablone. In diesen Flitterwochen der Julirevolution umarmte man Neugriechen, Neapolitaner, Spanier, Polen und schwärmte für die Freiheit aller Völker, vor allem für die Emancipation der Juden, nur an das Recht, die Größe, die Ehre Deutschlands dachte man nicht. Weil die Klein- und Vielstaaterei in Deutschland den liberalen Kammerschwätzern mehr Gelegenheit bot, ihre Eitelkeit zu befriedigen, hegte und pflegte man im Namen der Freiheit die alte Uneinigkeit und wollte von der deutschen Einheit nichts wissen. Noch im Jahr 1848 schob man die Einheit weit hinter die Freiheit zurück und verlegte der Einheit den Weg so lange mit Grundrechten und Verfassungsparagraphen, bis sie nicht mehr erreicht werden konnte. Ja sogar noch der Nationalverein, der sich als die höchste nationale Autorität angesehen wissen wollte, hatte allen Sinn für die Größe und Macht der deutschen Gesammtnation so sehr verloren, daß er für den Augustenburger gegen das Ministerium Bismarck kämpfte, die heillose Vielstaaterei in Deutschland durch einen neuen Kleinstaat vermehren wollte und sich Arm in Arm mit Oesterreich, dem Particularismus, den Ultramontanen und Demokraten dem König Wilhelm von Preußen entgegenstemmte, als derselbe großherzig und in strengster Folgerichtigkeit die preußische Politik in eine deutsche verwandelte.

Nichts hat dem Einigungswerk der Deutschen unter Preußen so sehr geschadet, als die Befangenheit der deutschen Liberalen in dem beschränkten Ideenkreise des französischen Parlamentarismus. Wenn man etwas von den Franzosen hätte nachahmen

wollen, so hätte es das tiefe Nationalgefühl, der Nationalstolz der Franzosen, das Bewußtseyn ihres einheitlichen Zusammenhaltens nach außen seyn sollen und nicht jene liberale Schablone, nicht jenes Modell eines allervollkommensten verfassungsmäßigen Zustandes, von dem die wirklichen Interessen der Völker und der natürliche Lauf der Dinge doch beständig abweichen. Was hat denn den Franzosen selber ihr constitutioneller Fanatismus genutzt? Die Eitelkeit der Redner ist so lange befriedigt worden, bis die hungernden Arbeiter Brod und die Republik verlangten und Anarchie eintrat, der nur ein neuer Imperialismus mit seiner Säbelherrschaft ein Ende machen konnte. Von den Franzosen, dem unzuverlässigsten, unstätesten, immer nach Neuem begierigsten Volke der Welt ein politisches Ideal entlehnen zu wollen, war die ungeheuerste Dummheit, die den Deutschen jemals einfallen konnte. Der vielgepriesene Parlamentarismus in Frankreich war ja dort selbst gar nicht ernst gemeint, nur eine neue Mode, nur eine Abwechslung, nur eine Befriedigung der Eitelkeit und steten Neuerungssucht, zugleich auch ein Humbug, ein Mittel der Täuschung, von denen angewendet, die sich bereichern wollten. Und die ehrliche Einfalt der deutschen Liberalen bildete sich ein, in dem Sündenpfuhl an der Seine blühe die keusche Lilie eines ewigen Rechts.

Alle Deutschen sollten daran erinnert werden, was Tocqueville, einer der edelsten und vorurtheilslosesten Franzosen, von seinen Landsleuten gesagt hat: „Sah man je auf Erden ein Volk so reich an Contrasten, so leicht von einem Extrem zum andern getrieben, so oft durch augenblickliche Eindrücke, so selten durch feste Grundsätze geleitet, so daß es bei allen seinen Handlungen stets sich schlimmer oder besser bewährte, als man vermuthete? Bald unter dem allgemeinen Niveau der Menschheit, dann wieder hoch über demselben stehend; ein Volk das in seinen Grundzügen so unveränderlich blieb, daß man es noch aus

Schilderungen wiedererkennen kann, die man vor zwei oder drei Jahrtausenden von ihm gemacht hat, und zugleich so beweglich in seinen täglichen Gesinnungen und Gedanken, daß es manchmal sich selbst zu einem unerwarteten Schauspiel wird, und oft das, was es eben vollbracht hat, mit eben so großem Erstaunen wie das Ausland betrachtet; ein Volk, das an seinem Herde und seinen Gewohnheiten mehr als alle andern hängt, so lange man es sich selbst überläßt, und das, sobald man es seiner Heimath und diesen Gewohnheiten unfreiwillig entrissen hat, bis an's Ende der Welt vorzudringen und alles zu wagen vermag; seinem Temperament nach ungern gehorchend, jedoch der willkürlichen und sogar tyrannischen Herrschaft eines Fürsten sich lieber fügend, als der regelmäßigen und freien Regierung seiner angesehensten Bürger, heute ein geschworner Feind alles Gehorsams, morgen entflammt von einer Art von Leidenschaft zu dienen, die auch von den für die Knechtschaft begabtesten Nationen nicht erreicht wird; an einem Fädchen geführt, so lange Niemand widerstrebt, unregierbar, sobald das Beispiel des Widerstands irgendwo gegeben ist; seine Herren auf solche Weise immer täuschend, die es entweder zu sehr oder zu wenig fürchten; niemals in dem Maße frei, daß man aufgeben mußte, es zu knechten, und nie in dem Grade geknechtet, daß es nicht seine Fesseln noch sprengen könnte; für Alles begabt, aber nur im Kriege ausgezeichnet; dem Zufall, der Gewalt, dem Erfolge, dem Glanz und Geräusch mehr, als dem wahren Ruhme leidenschaftlich ergeben; mehr mit Heldenmuth als mit Tugend, mehr mit Genie als mit gesundem Menschenverstande begabt; eher geeignet, ungeheure Pläne zu entwerfen, als große Unternehmungen nach allen Seiten hin auszuführen; die glänzendste und gefährlichste Nation in Europa, bestimmt, allen übrigen abwechselnd ein Gegenstand der Bewunderung, des Hasses, des Mitleids, des Schreckens, aber nie der Gleichgültigkeit zu werden."

Aus dieser sehr richtigen, wenn auch immer noch etwas zu schmeichelhaften Schilderung der Franzosen sollen wir Deutsche vor allem zweierlei entnehmen. Einmal, daß wir ein durch und durch anders beschaffenes Volk sind, als sie, also auch wir selber bleiben und sie nicht so viel nachäffen sollen. Zweitens, daß wir sie in ihrer politischen Routine, in der ihnen angeborenen welschen Praktik, in ihrem weltklugen aber unsittlichen Machiavellismus doch niemals erreichen werden, weil wir zu unschuldig und ehrlich dazu sind, und daß wir umgekehrt auch ihnen niemals unsere eigene Gewissenhaftigkeit zutrauen sollen. Bei ihnen kommt alles auf das Haben an, sie sind geborene Egoisten, drängen sich unverschämt überall vor, behaupten keck, das Dein sey Mein, und geben niemals nach, bis man sie vor den Kopf schlägt. Bei uns kommt im Gegentheil alles auf das Seyn an. Man sieht daher unter den Deutschen dem bescheidenen Mann seinen inneren Werth gar oft nicht an, während ein französischer Windbeutel, hinter dem gar nichts ist, lauten Lärm und Ruhm von sich macht. Der Franzose ist mehr eitel, der Deutsche mehr stolz. Jener gleicht gern dem Tiger im Sprunge, dieser dem ruhenden Löwen. Dem Franzosen gilt und imponirt nur der Erfolg, der äußere Schein, Glanz und Ruhm. Der Deutsche hält mehr auf wahre innere Ehre. Deßhalb gelingt es auch dem französischen Ehrgeiz, hohen Rang einzunehmen ohne innern Werth, ohne wahres Talent und Verdienst. Wir sehen das gegenwärtig in Paris, wo fast lauter Komödianten des Ruhms die Stellen einnehmen, die einem reellen Verdienst und Verstand gebührten, der allein das verführte und prostituirte Frankreich retten könnte.

Man wird nicht irren, wenn man annimmt, das französische Volk, zumal die Armee und das Pariser Volk habe eine unverhältnißmäßig große Abnahme seiner ohnehin schwachen Moralität, vollends seit einem halben Jahrhundert durch die

Besitznahme von Algerien erlitten. In dieser afrikanischen Kolonie lernten die französischen Soldaten von den einheimischen schwarzbraunen Barbaren eine fabelhafte Grausamkeit mit einer obligaten Unzucht üben, die nur bei jenen Kindern der Wüste und des heißesten Südens zu Hause ist, für die aber in dem galloromanischen Blute der Franzosen eine gewisse Empfänglichkeit vorhanden war. Sie würden sonst, nachdem sie bereits fünfzig Jahre lang Algier inne haben, europäische Bildung und Gesetz, Christenthum und Humanität dahin haben übertragen können. Statt dessen ließen sie ihre Soldaten in Afrika verwildern, an den Kabylen und Arabern gleiche Grausamkeit üben, wie diese an ihnen verübten, und nahmen auch von ihnen in geschlechtlicher Beziehung eine unverkennbare Verthierung an.

Diese Verwilderung gab sich schon unter Ludwig Philipp nicht nur in den Schamlosigkeiten der öffentlichen Vergnügungsorte in Paris und in den Prozessen der gazette des tribunaux zu erkennen, sondern auch in der s. g. romantischen Dichterschule, in den Greueltragödien und Greuelromanen Victor Hugos, Eugene Sues ꝛc. die von ganz Frankreich begierig gelesen und gepriesen wurden. Der Charivari, eines der beliebtesten illustrirten Blätter in Paris, variirte schon seit Jahren das Pariser Leben nach dem Muster des in Offenbachs gleichnamiger Oper vorliegenden Themas. Keine Liebe, keine Grazie mehr in Frankreich, nur käufliche Lust, nur Ausplünderung des scheinbar geliebten Gegenstandes, nur schamlose Frechheit! Die Illustrationen des gedachten Journals boten und bieten heute noch vorzugsweise Nuditäten mit phantastischen und raffinirten Motiven dar und wir sehen hier die Damen des Demimonde häufig mit zuchtlosen Individuen der afrikanischen Armee gesellt. Welches gänzlichen Mangels an sittlichem Gefühl dieses Journal beim französischen Publikum versichert ist, beweisen vollends seine Illustrationen seit dem Beginne des gegenwärtigen Krieges. Da

sieht man einen Turco, der zu einem an den Augen verwundeten Preußen sagt: Excusez si je vous les ai pochés tous les deux. L'un c'est pour Leipsick, l'autre pour Waterloo!

Die Franzosen waren als Galloromanen mit ihrer aus der verdorbenen Bevölkerung des römischen Gallien herstammenden Sprache und Gemüthsart uns Deutschen immer fremd und feind. Sie haßten uns, weil wir ihr Land eroberten und ihre Herren wurden. Sie verstanden unsere Gutmüthigkeit, Ehrlichkeit, Treue und besonders unsere Keuschheit nicht, weil sie es nicht vermochten, weil sie anders geartet, heißblütiger, leichtsinniger und eigentlich thierischer waren, als wir. Sie haßten uns aber doppelt wegen unserer sittlichen Vorzüge, die ihnen imponirten, ohne daß sie sich einen gleichen Vorzug anzueignen wußten. Als es ihnen aber, hauptsächlich mit Hülfe des römischen Papstthums, allmälig gelang, unser großes Kaiserreich zu schwächen, unsere Fürsten zu verführen, uns ihre Moden aufzudrängen und mit ihrer Arglist und weltklugen Routine uns unsere schwache Seite abzugewinnen, fingen sie an, uns rücksichtslos zu tyrannisiren und zugleich zu verachten. Sie brachten uns alle ihre Schlechtigkeiten und nahmen nie etwas von unseren Tugenden an. Achten und lieben können sie uns nie, sondern sie fürchten sich entweder vor uns, wenn sie unserer Ueberlegenheit inne werden, oder sie verhöhnen uns, wenn wir uns schwach zeigen. Selbst unsere Tugend halten sie nur für Dummheit, weil sie nicht begreifen können, daß man uneigennützig und redlich seyn könne, daß man irgend etwas thun und leisten könne, was uns nicht unmittelbar einen Vortheil gewährt, unserem Egoismus oder wenigstens unserer Eitelkeit dient.

Wir dürfen also von diesem unserem Nachbarvolk auch in der Zukunft nie eine Besserung erwarten. Die Franzosen werden uns immer fremd und feindselig bleiben, uns gegenüber immer nur übermüthige Egoisten seyn, uns rücksichtslos wie bisher

immer von Neuem schädigen, uns stets von Neuem auch von andern Seiten her Feinde erwecken, unter uns selbst stets von Neuem Verrath anzuspinnen und uns durch ihre sinnlichen Verführungskünste und durch ihren Modetand zu berücken und moralisch zu beherrschen trachten. Sie werden nach wie vor unsere böseſten Nachbarn bleiben und jede Gelegenheit ergreifen, uns ihren Haß, ihre Rachsucht empfinden zu lassen. Sie sind viel zu unsittlich und viel zu grob egoistisch, als daß sie auch nur überlegen und einsehen könnten, daß wir sie niemals angefochten, niemals beleidigt haben, daß wir immer ihre gutmüthigsten Nachbarn gewesen sind und daß sie selbst nur immer allein die Schuld trugen, wenn sie uns nicht in Ruhe ließen, uns überfielen, ihre frechen Razzias über den Rhein herüber machten, bis wir endlich die Geduld verloren und wir sie todt schlugen oder wie böse Wölfe in ihren Wald zurückjagten. Sie aber denken nur an die Schläge, die sie von uns erhielten, und halten sich für berechtigt, Rache dafür zu nehmen. Wenn ein gemeiner Dieb und Räuber es zu einer Ehrensache machen wollte, von dem Reisenden, den er hat ausplündern wollen und der ihn mit Stockschlägen von sich getrieben hat, Genugthuung zu verlangen, so würde man ihn für verrückt halten. An der französischen Nation aber findet man dieselbe Verrücktheit natürlich, erlaubt und heroisch. Das ist die Logik des Chauvinismus.

Dieser Chauvinismus ist so alt wie die französische Geschichte. Er ist der angeborne unvernünftige und inhumane Egoismus und Uebermuth der Nation und nicht eine Ausnahme, die etwa ein Napoleon machte, sondern die Regel selbst. Die Franzosen finden nur deßwegen immer wieder einen vierzehnten Ludwig oder Napoleon, weil in solchen Persönlichkeiten ihr nationaler Chauvinismus seinen prägnantesten Ausdruck findet. Wie das Volk, so seine Führer. Es war eine ungeheure Lüge, als der Wiener Congreß ausklügelte, das französische Volk habe

keinen Theil an den Sünden des ersten Napoleon. Es hatte den größten Theil daran, rühmte sich dessen auch nachher noch und ruhte nicht, bis es einen neuen Napoleon auf den Thron gesetzt hatte. Dieser neue Napoleon hat nicht das Ei des Chauvinismus gelegt, sondern ist aus diesem alten Ei ausgeschlupft. Und so gewiß, wie dieser Chauvinismus im Jahr 1870 für Leipzig und Waterloo an Deutschland hat Rache nehmen wollen, so wird er künftig wieder ähnliche Rache für Wörth und Metz nehmen wollen.

Deßwegen gibt es kein anderes Mittel, Deutschland vor diesem bösen Nachbar zu schützen, als ihn gänzlich zu entkräften, ihm das Instrument, womit er sündigt, vom Leibe zu schneiden. Frankreich muß verkleinert werden. Man muß ihm die Grenzländer nehmen, die es widerrechtlich an sich gerissen hat. Man muß die Kanonen von Metz und Straßburg gegen Paris kehren. Man muß endlich thun, was die deutschen Patrioten schon 1814 so eindringlich verlangten. Man darf und wird jetzt nicht mehr dulden, was man sich zur Zeit des Wiener Congresses gefallen lassen mußte. Die Sachlage ist eine ganz andere geworden. Preußen ist nicht mehr gehemmt, die Sache Deutschlands zu vertreten, die Federn können nicht mehr verloren geben, was die Schwerdter gewonnen haben. Es gibt kein Ministerium Hardenberg mehr, sondern ein Ministerium Bismarck. Die Deutschen haben allein gekämpft und gesiegt und sie allein werden in Paris den Frieden dictiren. Man wird dem greisen Helden, der bei Königgrätz und Metz das Schicksal Deutschlands entschied, den Arm nicht aufhalten und die Hand nicht zurückziehen, wenn er das Machtwort niederschreiben wird: Elsaß und Lothringen bleiben deutsch!

Da kann alles nichts helfen. Frankreich wird und muß dahin gebracht werden, wieder nur ein Neustrien zu seyn gegenüber dem stärkeren Austrasien. Wenn die Franzosen nicht ganz

in alte galloromanische Corruption und Nichtigkeit zurückfallen wollen, können sie nichts Besseres thun, als sich mit uns Deutschen ehrlich versöhnen und einmal etwas von uns zu lernen, nachdem wir lange genug so viele ihrer Narrheiten nachgemacht haben. Ein wenig mehr Sinn für Sittlichkeit, Recht und wahre Ehre würde ihnen sehr zu Gute kommen und sie von der Prahlerei, Unzucht und Lüge heilen, durch die sie in so großes Unglück gerathen sind. Es gibt noch viele edle Elemente unter ihnen, die alle mehr oder weniger aus dem noch in ihnen fließenden germanischen, altfränkischen, burgundischen und westgothischen Blute stammen. Schon Montesquieu sagte, alles was wir Franzosen von Recht, Ehre, Freiheit und edler Gesinnung besitzen, stammt aus den deutschen Wäldern. Auch Graf Montalembert, mit dem ich, wie mit einigen andern hochachtungswürdigen Franzosen, Jahrzehnte hindurch in freundschaftlichen Beziehungen stand, verfolgte immer den Grundgedanken, den französischen Geist von den galloromanischen Giften zu reinigen und das gesündere germanische Element in ihm emporzubringen. Deßwegen liebte er die Gothik, deßwegen empfahl er den Franzosen das englische, uralt germanische Verfassungswesen. Deßwegen vertheidigte er noch kurz vor seinem Tode in echt germanischem Sinn, gleich den deutschen Bischöfen auf dem Concil, den nationalen Episcopat gegen die Infallibilität als gegen das Extrem romanischer Anmaßung und despotischer Willkür.

Auch Ollivier, der jetzt so viel geschmähte, hatte noch vor drei Jahren eine ganz gesunde Ansicht von den französischen Dingen und es ist Schade, daß er sich durch seinen Meinungswechsel moralisch ruinirt hat. Er sagte einst im gesetzgebenden Körper zwei gleich gute Wahrheiten. Einmal, die Deutschen seyen berechtigt zur nationalen Einheit, ebensogut wie die Franzosen, und Frankreich geschähe damit kein Unrecht und gereiche ihm auch nicht zum Schaden. Zweitens sollten die Franzosen und die

Deutschen, als die beiden gebildetsten Nationen und zugleich als Vorkämpfer der romanischen und germanischen Racen, sich freundschaftlich zu einander stellen, sich nicht gegenseitig schmähen und schwächen, sondern vielmehr zusammenhalten gegen das übermächtige Slavenreich, was von Osten her Europa bedrohe.

Leider ist zunächst nicht zu hoffen, daß solche vernünftige Ansichten unter den Franzosen Platz greifen. Sie werden als Besiegte wieder nur Rache brüten, obgleich sie gescheidter daran thun würden, den Instinkt und die Leidenschaftlichkeit zu zügeln und der Vernunft Gehör zu geben.

Wir dürfen nicht unbeachtet lassen, wie sich ein Mitglied der Familie Orleans in jüngster Zeit ausgelassen hat. Die französischen Blätter theilten ein Schreiben des Herzog von Joinville mit, worin derselbe offen dem Chauvinismus huldigt und sich sogar nicht schämt, den französischen Bauern, die heimtückisch aus Verstecken auf deutsche Soldaten schießen, Beifall und Aufmunterung angedeihen zu lassen. Er beweist damit nur, daß die Orleans eben so unverbesserliche Feinde Deutschlands sind, wie die Bonaparte.

VII.

Keine fremde Einmischung.

Bekanntlich haben sich schon gleich nach den ersten großen Siegen der süddeutschen Armee im Elsaß in den ersten Tagen des August 1870 die alten diplomatischen Spinnen geregt, um darüber zu wachen, daß das häßliche Netz, welches sie seit Jahrhunderten dicht um Deutschland gesponnen haben, ja nicht Schaden leide, ja nicht durchlöchert oder soweit es schon durchlöchert ist, sorgfältig wieder zusammengeflickt werde. Wir sollen, da es nun doch einmal Krieg ist, Elsaß und Lothringen wohl militärisch besetzen, aber bei Leibe nicht nach dem Kriege behalten dürfen, denn das europäische Gleichgewicht würde dadurch gestört werden.

So sagte man uns auch im Jahr 1814 und beim Wiener Congreß, unsere siegreichen Armeen hätten wohl vorübergehend Frankreich besetzen, aber ja nichts davon behalten dürfen, denn das europäische Gleichgewicht würde dadurch gestört werden. Frankreich müßte nothwendig Elsaß und Lothringen behalten. Man habe ja überhaupt nicht gegen Frankreich, sondern nur gegen Napoleon Krieg geführt. Als die preußischen Patrioten, auch der hochselige König Wilhelm von Württemberg und vor allem der feurige Patriot Görres in seinem Rheinischen Merkur,

nach den großen Siegen in den Befreiungskriegen die deutschen Grenzländer zurückverlangten, die uns die Franzosen so schnöde geraubt hatten, mußte Gentz, von Metternich inspirirt, seine ganze Sophistik erschöpfen, um glauben zu machen, Elsaß und Lothringen gehörten mit Recht zu Frankreich, seyen längst anerkanntes Besitzthum der legitimen Königsfamilie der Bourbons, die deutschen Patrioten aber, welche diese Legitimität nicht anerkennen wollten, seyen Revolutionäre und gegen die Ruhe Europas verschworen. Das europäische Gleichgewicht verlange ganz das nämliche, was mit dem Prinzip der Legitimität vorausgesetzt werde, Frankreich müsse ein mächtiger Staat in Europa bleiben, — weil sonst die andern Staaten ein zu großes Uebergewicht erhalten würden.

Das sogenannte europäische Gleichgewicht ist eine Erfindung der französischen Politiker und schon eine ziemlich alte. Als nämlich das Haus Habsburg den burgundischen Kreis, Spanien, Neapel und Ungarn erbte und dadurch so übermächtig wurde, daß ihm Frankreich nicht mehr die Waage halten konnte, erfand Frankreich jene Lehre vom europäischen Gleichgewicht lediglich zum eigenen Nutzen, um Bundesgenossen zu gewinnen, die ihm helfen sollten, die allzu mächtigen Habsburger wieder zu schwächen. Es nahm das natürliche Recht und Bedürfniß unabhängiger Staaten und Völker zum Vorwand, um gegen das habgierige Umsichgreifen der Habsburger zu eifern. Es war ihm aber durchaus nicht um die Unabhängigkeit anderer Staaten zu thun. Es dachte nur an sich und seine eigene Vergrößerung. Sobald es daher seinen Ränken gelungen war, die Macht der Habsburger zu schwächen, ahmte es deren Beispiel nach, wurde selbst eine um sich greifende Macht, schonte nirgends mehr die Unabhängigkeit anderer Staaten und Völker und störte selber mit übermüthiger Lust jenes europäische Gleichgewicht, welches es vorher mit so scheinheiliger Miene gepredigt hatte.

Die Lehre vom Gleichgewicht der Staaten war also nur eine Lüge, eine falsche Lehre, die ein offenbares Unrecht, welches Despoten an den Völkern begingen, als ein Recht darzustellen versuchte. Das wirkliche Recht war auf Seite der Völker, nur das Scheinrecht auf Seite jener Dynastien, welche sich mit Gewalt oder List Völker unterwarfen, die nichts von ihnen wollten.

Das ewige Recht jeder Nation ist ihre Selbsterhaltung, ihre Unabhängigkeit. Jede Nation soll sich nur selbst angehören, sich nur selbst Gesetze geben. Jede hat das natürliche Recht, nicht nur äußere Feinde, die mit Waffen kommen, sondern auch arglistige Zumuthungen und Beeinflussungen von außen abzuwehren, das was ihr gehört, wenn es ihr geraubt worden ist, zurückzunehmen und Verräther im Innern zu bestrafen und auszurotten. Diesem ewigen und natürlichen Recht der Nationen gegenüber hat sich nun das Scheinrecht des europäischen Gleichgewichts als offenbares Unrecht ausgebildet. Die Nationen sind etwas Gegebenes und Dauerndes, während die Dynastien, welche durch das Recht der Nation hindurchfahren, um entweder eine Nation zu zerstückeln oder mehrere zu einem Reich zusammenzuzwingen, immer nur etwas Zufälliges sind. Damit nun solche zufällige Familien sich eines ungeheuren Länderraubs erfreuen können, sollen also die Nationen ihr natürliches Recht verlieren, in ihrer Existenz gefährdet, zerrissen werden, zum Vortheil einer zufälligen Familie sollen die Nationen widernatürlich sich vermischen, ihr Charakter verfälscht werden?

Im Namen des europäischen Gleichgewichts trachteten die Könige von Frankreich die Macht des Hauses Habsburg zu schwächen, um nicht länger dessen Uebergewicht zu fühlen. Das lag im Interesse einer zufälligen Dynastie gegenüber der andern, aber es lag nicht im Interesse der Nationen. Es war z. B. für die edle Nation der Spanier, welche stets unabhängig für sich hätte bleiben sollen, ein großes Unglück, einer fremden

Dynastie anheimzufallen, und ihr Unglück war das nämliche unter der spätern bourbonischen, wie unter der früheren habsburgischen Dynastie. Eben so unnatürlich gequält war die italienische Nation durch die abwechselnde Herrschaft jener Dynastien. Am unnatürlichsten aber erscheint, was die deutsche Nation von jenen Dynastien zu leiden hatte, denn sie war unter allen europäischen Nationen die stärkste und mächtigste gewesen und hätte sich nimmermehr die Mißhandlungen, hier von Seite Frankreichs, dort von Seite der Habsburger gefallen zu lassen brauchen, wenn sie mehr von einem gesunden Nationalverstande geleitet gewesen wäre und sich nicht ohne alle Noth und gegen alle Vernunft in die politische und confessionelle Uneinigkeit hätte hinein hetzen lassen.

Was die beiden genannten Dynastien nun schon seit mehreren Jahrhunderten in immer neuen Abwechslungen im Namen des europäischen Gleichgewichts aus Deutschland gemacht haben, war von beiden Seiten nur willkürlicher Eingriff in das natürliche Recht der Deutschen, eine Mißhandlung, ein Hin- und Herzerren, ein Zerreißen Deutschlands, je nachdem die eine oder andere Dynastie vorübergehend einen größeren Erfolg errang. Es war im Ganzen eine Jahrhundertlange Verschwörung gegen Deutschland. Die deutsche Nation sollte nie mehr zu Athem kommen, nie mehr ihr eigenes Interesse berathen, nie mehr einig werden dürfen, nur damit jene beiden Dynastien sie beliebig ausbeuten und die Landkarte von Deutschland wie ein Stück Tuch je zu ihrem Nutzen anders zuschneiden konnten. So ist die Landkarte von Deutschland schon seit der Reformationszeit nach jedem großen Kriege der beiden Dynastien auf jedem neuen Friedenscongreß wieder neu zugeschnitten und ist uns zuletzt durch das Uebergewicht Frankreichs immer mehr deutsches Land weggeschnitten worden. Unterdeß bildete sich unvermerkt auch Rußland zu einer Großmacht aus und schnitt sich zu

gleicher Zeit und im gleichen Verhältniß, wie Frankreich im Westen, so im Osten Stücke des deutschen Sprachgebietes ab, während sogar das kleine Dänemark und eine Zeitlang auch Schweden und England norddeutsche Provinzen besitzen und dem deutschen Nationalinteresse entfremden durften.

Als nun endlich im unvergeßlichen Jahre 1813 die deutsche Nation wie aus tiefem Schlaf erwachte, sich auf einmal in ihrer ganzen alten Kraft emporraffte und dem unnatürlichen Despotenreiche Napoleons I. ein Ende machte, wollte sie unter Preußens Führung sich auch ihr altes Recht, ihren alten Besitz vollständig wiedererobern und hätte es auch vermocht, wenn die damalige Hardenbergische Politik in Berlin nicht der Verführung des Auslands nachgegeben hätte. Damals auf dem Wiener Congreß offenbarte sich, daß die Lehre vom europäischen Gleichgewicht nur erfunden worden war, um die deutsche Nation in der Mitte Europas niemals mehr zu ihrem natürlichen Recht und zu der ihr gebührenden Weltstellung und Macht gelangen zu lassen. Alle Mächte Europas verschworen sich damals, „den Keim der Kraft, der im deutschen Volke lag, nicht zur Entwicklung kommen zu lassen." Anstatt unser großes einiges Reich wie zur alten Kaiserzeit herzustellen, octroyirten uns die europäischen Diplomaten den deutschen Bund. Von geringerem Umfang als es das deutsche Reich noch vor der französischen Revolution gewesen war und uneiniger als je, unter fremder Vormundschaft, von fremdem Einfluß abhängiger als je. Nach Blücher's berühmtem Ausspruch verdarben die Federn wieder, was die Schwerdter gut gemacht.

Die Folge war, daß das von uns besiegte Frankreich nach kaum fünfzig Jahren sich schon wieder konnte gelüsten lassen, abermals räuberisch über uns herzufallen und, da ihm ja der Wiener Congreß Elsaß und Lothringen gelassen hatte, auch noch das ganze linke Rheinufer zu reclamiren. Denn es ist notorisch,

daß Napoleon III. nur deßhalb den Krieg von 1870 improvisirt hat, um das linke Rheinufer zu erobern und dadurch seine Dynastie in Frankreich zu befestigen. Würde er das haben wagen können, wenn Deutschland schon nach den großen Befreiungskriegen auf dem Wiener Congreß eine seiner würdigere Gestaltung, weitere Ausrundung und innere Einigung und Kräftigung gewonnen hätte, wenn man schon damals Straßburg und Metz, die uns gehörten, zu Bollwerken gegen Frankreich gemacht hätte? Welche Ströme des edelsten Blutes sind in den Jahren 1813 bis 15 geflossen, um unsere Waffen bis Paris zu tragen und vollständig über Frankreich zu siegen! Und all dies Blut schien vorerst umsonst vergossen zu seyn, denn Frankreich blieb so stark wie zuvor. Kein Dank lohnte den tapfern Deutschen, die ihr Leben geopfert. Kein besseres Heil wurde dem Vaterlande. Der alte Unfug innerer Zerrissenheit und Kleinstaaterei dauerte fort und wurde womöglich noch ärger. Neue blutige Opfer mußten in den Jahren 1866 und 1870 gebracht werden. Sollten sie diesmal wieder umsonst gebracht seyn? Nein, der schwere Alp undeutscher Gesinnung und undeutschen Einflusses von außen muß endlich von der Brust der deutschen Nation ganz hinweggenommen werden. Eine neue Ordnung der Dinge muß dem Keim der Kraft, der in unserer Nation schlummert, freie und volle Entwicklung gewähren. Alle Stricke die uns fesselten, die Unterbindung aller unserer Adern und vor allem die Ueberkleisterung unserer Augen mit den ekeln Spinnegeweben antideutscher Diplomatie und Publicistik müssen zerreißen. Wir müssen als Nation wieder voll und ganz frei athmen und klar um uns sehen.

Wer soll uns daran hindern? Schon gleich nach den ersten Erfolgen der deutschen Südarmee im Elsaß munkelte man in Wien, London und Florenz von diplomatischen Verabredungen zu dem Zwecke, den Frieden zu vermitteln und zwar auf Grund-

lage des bisherigen Besitzstandes beider kriegführenden Mächte. Mit andern Worten, die alten geschworenen Feinde Deutschlands wünschten sich in's Mittel zu legen, daß Elsaß und Lothringen bei Frankreich bleiben sollen. Auch nach St. Petersburg wurden in gleicher Absicht schmachtende Blicke hinüber geworfen. Wer sollte am bösen Willen dieser alten Diplomaten zweifeln? Aber mag er so giftig als möglich seyn, er ist ohnmächtig.

Die Zeitungsnachrichten stimmen damit überein, daß der österreichische Reichskanzler, der unermüdliche Beust, die Initiative einer Friedensvermittlung ergriffen und sich in London, Florenz und Petersburg außerordentliche Mühe gegeben und lockende Vorschläge aller Art gemacht habe, um die neutralen Mächte dahin zu vermögen, daß sie diplomatisch interveniren, Preußen Halt gebieten, Frankreich retten und jedenfalls die Wiedervereinigung des Elsaßes und Lothringens mit Deutschland als eine Störung des europäischen Gleichgewichts nicht zulassen sollten. Das von Beust inspirirte Wiener Fremdenblatt äußerte sich am 17. August: „Man darf erwarten, daß Preußen nichts fordern wird, was kein Franzose bewilligen könnte. Kein Fußbreit fremden Landes, das muß der Wahlspruch des deutschen Volkes seyn. Deutschland ist groß genug. Eine Intervention zu Gunsten Napoleons würde Preußen erbittern, eine Intervention zu Gunsten Frankreichs aber wird auch von Preußen geachtet werden müssen." Welche Unverschämtheit, zu sagen, Deutschland sey groß genug, wenn uns deutsche Länder geraubt sind. Keinen Fußbreit deutschen Landes den Franzosen lassen, das ist der rechte Wahlspruch. Man sieht wieder, wie gleichgültig der österreichischen Politik die deutsche Nationalität ist, daß sie mir nichts dir nichts auch heute noch das deutsche Lothringen zum zweitenmal an Frankreich hingeben möchte.

Aber es ist diesmal nicht Uebermuth in der Wiener Reichs-

kanzlei, der so mit deutschen Ländern umzuspringen sich erdreistet, sondern es ist Gewissensangst. Nachdem man Jahrhundertelang zu Gunsten anderer Nationen die deutsche mißhandelt hat, zittert man jetzt, daß der deutsche Name wieder zu Ehren, die deutsche Nation überhaupt wieder als solche zu einer nie geahnten Macht und Größe gelangt. Da sollen die deutschen Oesterreicher vergessen, daß sie Deutsche sind. Grade jetzt vergessen, wo sie am lebhaftesten daran erinnert werden? Eine solche Zumuthung ist nicht nur schlecht, sondern auch dumm, weil ganz unnütz. Wer sähe das nicht ein, wenn er in der Reichenberger Zeitung, welche gewöhnlich von Beust inspirirt ist, lesen muß: „Die neuesten Ereignisse machen es uns zur Pflicht, unsere Landsleute zu mahnen, sich nur als Oesterreicher zu fühlen und bereit zu seyn zur Vertheidigung des Vaterlandes; denn trügen nicht alle Anzeichen, so hat man über uns schon verfügt, und an uns ist es, zu sorgen, daß wir nicht wirklich zerstückelt werden. Der deutsche Kaiser, welcher Elsaß und Lothringen wieder mit dem deutschen Reich vereinigt, wird auch Deutschösterreich demselben wieder einverleiben wollen, und Theile unseres Kaiserstaates werden jetzt schon genannt, die den von souveränen Bundesfürsten zu Vasallen degradirten Königen und Herzogen Deutschlands als Entschädigung dienen sollen.“ Schließlich werden die Deutschösterreicher aufgefordert, nicht düsterem Pessimismus sich hinzugeben, sondern für die Rettung des habsburg-lothringischen Kaiserthums „wie Spartaner zu kämpfen“.

In dieser Mahnung ist vergessen: 1) Daß von Seite des Norddeutschen Bundes noch nie der geringste Gedanke gehegt worden ist, die österreichische Monarchie anzugreifen, um sie ihrer deutschen Provinzen zu berauben. 2) Daß das bisherige Verfahren des Norddeutschen Bundesraths auch den durch die Schutz- und Trutzverträge mit ihm verbundenen süddeutschen Staaten gegenüber stets ein durchaus loyales gewesen ist, und

man ihnen lediglich selbst überlassen hat, ob, wann und wie weit sie sich enger an den Norddeutschen Bund anschließen wollen. 3) Daß der Norddeutsche Bund auch gegenüber von Oesterreich stets dieselbe Loyalität beobachtet hat, daß es also eine übertriebene Angst oder eine böswillige Erfindung ist, wenn die Beust'schen Organe von Angriffen träumen, welche Oesterreich bedrohen sollen. 4) Daß aber auch den Deutschen in Oesterreich, trotz des Herrn v. Beust, eine nähere Verbindung mit ihren deutschen Stammgenossen im Norddeutschen Bunde offen bleibt, sobald sie eine solche aus freiem Willen und recht von Herzen wünschen würden. Niemand wird sie dazu nöthigen, aber auch niemand daran hindern, sobald sie wollen, oder sobald Mißhandlungen von Seite der nichtdeutschen Bestandtheile der österreichischen Monarchie sie dazu drängen.

Schließlich finden wir die Zumuthung, die heutigen Wiener sollten auf einmal Spartaner, Republikaner von äußerster Sittenstrenge nach der Disciplin des Lykurg werden, geschmacklos.

Die Unterstellung, daß man in Berlin beabsichtige, Oesterreich zu zerstückeln und Stücke davon an die aus souveränen Fürsten zu Vasallen erniedrigten Bundesgenossen Preußens zu vertheilen, ist unbegründet, eine böswillige Erfindung und auch an und für sich schon abgeschmackt. Denn wenn Deutschland mächtig und weise genug ist, sich auf eine ganz seiner Würde angemessene Weise neu zu gestalten, so sind davon zwei Dinge ganz gewiß ausgeschlossen, nämlich Oesterreichs Einfluß auf Deutschland einerseits und die Viel- und Kleinstaaterei andererseits. Also wird Oesterreich weder nach dem alten Plan der sich lächerlicherweise großdeutsch nennenden Partei die süddeutschen Staaten diesseits der Mainlinie annectiren, noch braucht die Reichenberger Zeitung Angst davor zu bekommen, daß Oesterreich zu Gunsten der Mittelstaaten werde dismembrirt werden. Weder das eine noch das andere würde dem Bedürfniß, dem

Recht und der Macht der großen deutschen Nation entsprechen. Die Deutsch-Oesterreicher wissen besser, als Graf Beust, was sie sind und was sie wollen. Sie haben freilich etwas von ihm gelernt, aber nur, wie man die in der österreichischen Monarchie zusammengeschmiedeten Völker nicht regieren soll und nicht länger regieren kann, und wie wenig er sich um sie, grade die Deutschen in Oesterreich, verdient gemacht hat, sofern er den Schwerpunkt der Monarchie nach Transleithanien verlegt und doch Cisleithanien 70 Prozent der österreichischen Schuldenlast aufgebürdet hat.

Bisher sind alle Fäden, womit der geschickteste europäische Schneider den zerrissenen Kaisermantel der Habsburger zusammenzuflicken gesucht hat, regelmäßig zerrissen, denn ein Schneider kann mit diplomatischem Garne oder Federfuchsereien unmöglich zusammenhalten, was nur ein großer Feldherr mit dem eisernen Reif einer unüberwindlichen Armee zusammenhalten kann. Aber auch die Fäden, mit denen der sächsische Kleiderkünstler aus Rußland, England, Italien und Oesterreich, Dänemark und Holland die Harlekinsjacke einer europäischen Coalition zusammenflicken möchte, zerreißen ihm unter den Fingern. Rußland hat keine Ursache, mit Oesterreich gegen Preußen zu marschiren, und ohne marschiren zu müssen, könnte es doch wohl nicht abgehen, wenn man dem Norddeutschen Bund vorschreiben wollte, was er thun dürfe oder nicht. Rußland wird weder Oesterreich, das ihm an der untern Donau im Wege ist und heimlich für die Polen intriguirt, noch auch Frankreich, welches ebenfalls im Orient die russische Politik bekämpft und gern Polen wiederherstellen möchte, gegen Deutschland unterstützen. Was Italien betrifft, so liegt es auf der Hand, daß es viel mehr Sympathien für Deutschland hat und haben muß, als für Frankreich. Nur ein gutes Einvernehmen mit dem mächtigen Deutschland verbürgt ihm den Wiederbesitz von Savoyen und Nizza und die Dauer

seiner nationalen Einheit. Frankreich dagegen würde es stets nur als Vasallen gebrauchen und erniedrigen, und was könnte ihm das Wohlwollen des Herrn v. Beust helfen?

Da ist noch England übrig. England ist grämlich und kann sich seit dem dänischen Kriege noch immer nicht recht dreinfinden, die Deutschen mit der Achtung zu behandeln, welche sie fordern dürfen. Es trutzt immer noch, daß die preußische Polizei einmal gewagt hat, einen Engländer, der sich wie ein ungeschliffener Bube benahm, auch als solchen einzusperren. Es fällt diesen hochmüthigen John Bulls schwer, auch andern Nationen Ehrenrechte, ja nur Menschenrechte zuzugestehen. Auch sind sie wenig unterrichtet und halten es kaum der Mühe werth, sich um die Leistungsfähigkeit anderer Nationen zu bekümmern. Noch vor sechs Jahren hetzte die Mehrheit der englischen Tagblätter das schwache Dänemark gegen das starke Deutschland, und bildete sich wirklich ein und behauptete Monatelang, der große Löwe werde sich vor dem kleinen belfernden Hündchen fürchten.

VIII.

Nur keine Vermehrung der deutschen Vielstaaterei durch das Elsaß.

Das ist die Hauptsache. Durch den Fluch der Viel- und Kleinstaaterei, d. h. durch die deutsche Uneinigkeit sind uns die schönen Gelände zwischen dem obern Rhein und der obern Mosel verloren gegangen. Es wäre ein Uebermaß von Blödsinn, wenn wir nach so herben Erfahrungen selbstverschuldeten nationalen Unglücks immer noch nicht zur Besinnung hätten kommen können, wenn wir auch jetzt noch immer die alte unvernünftige Viel- und Kleinstaaterei fortsetzen und gar noch durch zwei neue Kleinstaaten, Elsaß und Lothringen, vermehren wollten. Ich habe gegen die Vermehrung derselben durch die vor 6 Jahren vorgeschlagene und so zähe vertheidigte Kandidatur des Prinzen von Augustenburg in den Elbherzogthümern geschrieben, weil die wichtigsten Häfen an der Nord- und Ostsee, die Verbindung dieser beiden deutschen Seen einer sicherern und stärkern Macht anvertraut werden müssen, als der eines Kleinstaats, wenn Deutschland wirksam seine Küsten schützen und eine Marine haben will. Ich schreibe ebenso jetzt gegen die Vermehrung der Kleinstaaterei durch Elsaß und Lothringen. Hier sind unsere

Grenzen fast noch mehr gefährdet, als in den Elbherzogthümern. Auf dieser Seite muß Deutschland am stärksten seyn, um den Franzosen, die uns nun einmal in jedem Jahrhundert immer von Neuem überfallen und nie ungeschoren lassen, den festesten Widerstand leisten zu können. Man singt immer von der Wacht am Rhein, aber nur die Macht ist die Wacht!

Es kommt, Gott sey Dank! seit der Schlacht von Königgrätz nicht mehr auf weitere Dismembrirung Deutschlands an. Mit der Vivisektion des lebendigen deutschen Leibes durch die vielerlei Secirmesser kleiner dynastischer Interessen nimmt es ein Ende. Jetzt handelt es sich um Verjüngung und Wiederbelebung des zerschnittenen deutschen Reichs, um Wiedervereinigung und festes Zusammenhalten aller Bestandtheile der Nation unter einer kraftvollen und einzig vom nationalen Grundgedanken erfüllten Oberleitung. Unser Kaiserreich ging auseinander, weil seine letzten Inhaber, die Habsburger, das deutsche Nationalinteresse vernachlässigten, ja absichtlich schädigten, und ihr dynastisches Interesse mehr mit dem römischen und slavischen identifizirten. Das deutsche Reich kann nur wieder hergestellt werden durch eine Dynastie, die sich ausschließlich mit dem deutschen Nationalgefühl identifizirt, tief durchdrungen ist vom Pflichtgefühl gegen Deutschland. Nur eine solche ist der schönsten Krone im Herzen Europa's würdig.

Der selige Görres — an ihn will ich besonders die deutschen Katholiken erinnern — der edle, große Patriot von 1813, der tief verkannte und tief gekränkte, der am französisch gewordenen Niederrhein die deutsche Fahne erhob und mit unübertrefflicher Kraft des Gedankens und der Sprache allen Gauen Deutschlands die Einheit unseres alten Reichs in's Gedächtniß rief, und diese Einheit wieder forderte als Tilgung einer Jahrhundert langen Verschuldung, — dieser scharfblickende alte Görres faßte in seinem rheinischen Merkur auch das Elsaß be-

sonders in's Auge und forderte dessen Zurückgabe an Deutschland. Oesterreich begünstigte Frankreich, dasselbe that Rußland, nur damit Deutschland, trotz seiner Siege, nicht aufkommen sollte, und Preußen war damals übel berathen und was Blücher errungen, gab Hardenberg wieder her. Aber nicht nur das von jeher gegen die deutsche Einheit verschworene Ausland vorenthielt uns das schon eroberte Elsaß. Auch die von Oesterreich begünstigten Rheinbundstaaten, der egoistische Partikularismus, die Viel- und Kleinstaaterei halfen mit, den Elsäßern die Wiedervereinigung mit Deutschland zu verleiden.

Hören wir, was Görres in seinem berühmten Blatte 1814 am 6. August (dem Siegestage von Wörth) über das Elsaß sagte:

„Ueber die Stimmung der Bewohner des Elsaßes sind in den letzten Zeiten des Krieges viele Klagen laut geworden. Wir hatten immer mit Mißtrauen auf diese Anschuldigung gehört; erstens weil bei dem Verhältniß dieses Landes zu Frankreich es nicht wohl zu einer öffentlichen Vertheidigung der Angegriffenen kommen konnte; und dann weil wir den unverständigen Geist des Hasses und der Feindschaft sattsam kannten, der die teutschen Stämme in sich entzweyt, und diejenigen, die sich am nächsten sind, gerade am fernsten auseinander hält. Darum haben wir lange Anstand genommen, darüber in diesem Fall ein Wort zu reden; als aber endlich des Redens allzuviel geworden, haben wir doch zuletzt geglaubt, es möge einige Wahrheit dabei zu Grunde liegen, und darüber etliche vielleicht zu harte Aeußerungen uns erlaubt. Genauere Berichte aus den dortigen Gegenden setzen uns in den Stand, gegenwärtig ein Urtheil zu berichtigen, dessen wir uns nicht mehr genau entsinnen, das wir aber mit Unmuth und innerem Widerstreben gefällt.

Am lautesten läßt die Anklage aus dem Badenserlande sich vernehmen. Ihnen wird, so lange die blühenden Tage Napo-

leons gedauert, Aufgeblasenheit und Insolenz vorgeworfen, und wie sie bei jeder Gelegenheit ihre teutschen Brüder auf der andern Rheinseite die Erniedrigung fühlen lassen, die sie zur Zeit der großen Tyranney erdulden müssen. Leute aus allen Ständen und darunter sonst sehr Achtungswerthe hätten ihren Stolz darein gesetzt, die Teutschen dortiger Gegend recht drückend und kränkend bei jeder Gelegenheit an das politische Uebergewicht ihres Kaisers zu erinnern und über Land, Sprache, Sitten, ihre Schmähungen zu ergießen. Dabei hätten die Geschmähten sich in die Unmöglichkeit versetzt gefunden, diesen Angriffen auf irgend eine Weise zu begegnen, weil die Aufpasser der geheimen Polizei aller Orte ihre Netze aufgestellt und häufig warnende Beispiele ihrer Wachsamkeit erwiesen hätten. Im Gefühle eigener Schuld und im Bewußtseyn durch ihr Betragen den gerechten Haß der Jenseitigen auf sich geladen zu haben, seyen darauf beim Einrücken die Sieger mit entfremdeten Herzen aufgenommen worden und man habe unter einer barschen Außenseite das drückende Bewußtseyn zu verbergen gesucht. Nachdem kaum die ersten Teutschen in diesem Lande vorgerückt, seyen über die Verpflegung derselben die lautesten Klagen schon erschollen und schnell sey vergessen worden, wie man selbst vorher schon 20 Jahre immer im teutschen Grenzlande gelegen und sich gütlich gethan. Ihr Vorwand sey immer der gewesen, an manchen Orten wären Leute geschlagen worden, und Schläge seyen bekanntlich einem Franzosen das Aergste, was ihm widerfahren könne. Dabei hatten sie sich nicht mehr erinnert, wie höhere Offiziere der Kaisergarde in Teutschland alte, kraftlose Männer mit Füßen getreten und selbst französische Generäle wie losgelassene Bestien gewüthet. Nach dem Rückzug der Verbündeten hinter Troyes, habe man daher auch überall die laute Aeußerung vernommen, wie nun bald ihr Kaiser wiederkehre, und wie sie alsdann der Teutschen sich entledigen würden.

Leicht mag der erste Theil dieser Anklage nicht grundlos sein, der Elsaßer überhaupt ist zur Großsprecherei und zu einiger Brutalität geneigt, und es ist sehr glaublich, und oft von uns selbst erfahren worden, wie sie als Sieger sich übernommen, und die Franzosen, zu denen sie sich gehalten, in jeder Insolenz und Grobheit übertroffen haben. Was aber den andern Theil betrifft, wo die Teutschen siegend zu ihnen herübergekommen, muß man bedenken, daß sie dort die Unterdrückten waren, und daß Haß als die natürliche Rückwirkung jedem Druck begegnet. Man schreibt uns darüber aus einem andern Grenzlande Folgendes: In der ersten Zeit des Uebergangs waren die Elsaßer keineswegs so sehr gegen die Teutschen gestimmt. Nur später, als man ihnen deutlich merken ließ, sie sollten im Frieden an kleinere diesseitige Fürsten fallen, wurden sie wild und widerspenstig, sandten Abgeordnete nach Paris und baten, daß man sie nicht abtreten möge. Wie sollten auch diese kräftigen Menschen Freude daran finden, Unterthanen von diesseitigen Souveränen zu werden, aus deren Länder alle Bewohner, die zu ihnen herüberkamen, nicht satt werden konnten, zu klagen und zu jammern über den unerträglichen Druck aller Art, den sie erdulden mußten, und unerschöpflich nur immer erzählten von den ungeheuersten Abgaben, Frohnen, Jagden und allen den endlosen Verschleuderungen und Verprunkungen bei gänzlicher Nahrungslosigkeit des Volkes. Sollten sie sich darüber freuen, als die Sage ging, wie sie nun bald auch Theil nehmen sollten an diesseitiger Erbärmlichkeit, die sie bisher mit Recht verlacht hatten; und an der Verarmung, die sie täglich vor ihren Augen größere Fortschritte machen sahen. Man kündigte ihnen Freiheit und Wiedervereinigung mit Deutschland an, sowie freiern Verkehr mit uns. Als sie nun aber mit einigen kleinen Erzeugnissen, Butter, Eyern und dergl. freudig an's Ufer und zu Markte kamen, wurden sie visitirt und mußten so viel Zoll und Accise zahlen,

daß sie sich entschlossen, lieber zurückzubleiben. Auch konnte sie nicht anlocken, daß sie diesseits Regien und dergleichen schöne Institute blühend fortbestehen sahen, welche die Verbündeten bei ihnen aufgehoben hatten. Noch weniger konnte das sie reizen, wenn sie wahrnahmen, wie eine teutsche Provinz, Behälter für Leibeigene, die nicht auswandern dürfen, die Andere als Ausland erklärt und fortdauernd als solches behandelt, und noch dergleichen Aberwitz mehr, der nirgend als in Teutschland bestehen kann.

So hin und zurück gehört, gleicht sich das Urtheil aus nach Recht und Billigkeit und wir finden, daß eben dort wie überall innen und außerhalb der Mauern gesündigt wird und daß auch diesen Stamm nur die wechselseitige Thorheit entfremdet hat. Darum fügen wir noch das Gutachten eines dritten Beobachters bei, der als Augenzeuge auf Ort und Stelle den innern Zustand des Landes selbst beobachtet, und wie uns scheint, die Sache gerade aus dem rechten Gesichtspunkt genommen hat:

Es ist so grundfalsch zu behaupten, der Elsaß und sein Volk sey unteutsch geworden, und gar französisch, daß wer etwa von Karlsruhe oder Stuttgart nach Straßburg reist, nicht in Frankreich einzutreten, sondern aus der Fremde in eine recht teutsche heimathliche Stadt zu kommen meint, so vertraut sehen einen Menschen und Häuser an, trotz allen angeklebten französischen Affischen und der umlaufenden Garnison. Jeder der sich im tiefern Teutschland aus einer Fürsten- in eine freie Reichsstadt versetzt, aus Hannover nach Bremen, aus Cassel nach Frankfurt, wird das verstehen, weil er dabei etwas Aehnliches, wenn auch Schwächeres gefühlt hat. Die Masse ist in den Reichsstädten reiner, freier und sich treuer geblieben. Ebenso ist ein teutscher Volksstamm vor dem andern stärker, härter und ungetrübter; denn zusammenhängt am festesten, was schon lange

zusammen gehangen und miteinander eine Geschichte gehabt hat. Darum sind uralte und fast heilige Namen in Teutschland, wie Sachsen, Thüringer, Hessen, Franken, Bayern ein voller Laut, wobei sich mehr im Herzen regt, als wenn man von Württembergern, Badnern, Darmstädtern hört, denen etwas Volksmäßiges, Sittliches gebricht, was sie sich mit dem besten Willen nicht einmal selber geben könnten. Ein solcher gesunder, haltfester Schlag Menschen sind auch die Elsäßer; seit er vor mehr als hundert Jahren schmählich von Kaiser und Reich im Stich gelassen war, hat er sich selbst beigestanden, Sprache, Sitten und Trachten aufrecht erhalten, welches nicht beschrieben, sondern nur mit Augen angeschaut werden kann, weil es bis in die Mienen, Redensarten, Hausgeräth und Einrichtung der Stuben geht. Fragt man nach der Sprache, die teutsche ist überall die vorherrschende, selbst unter den Vornehmen die häusliche, trauliche: daß mehr französisch als vor fünfzig Jahren gesprochen wird, folgt unvermeidlich, besonders aus der alles mischenden, mengenden Revolution; leicht aber ist verhältnißmäßig mehr französisch in Mainz oder Coblenz im Verlauf von zwanzig Jahren eingedrungen, als in Straßburg seit der ersten Besitznahme. Wir alle nennen das Französische nur französisch, der Elsaßer nennt es immerfort lieber welsch, und welsch und fremd, unheimlich und unvereinlich ist es ihm, Gott sey Dank bisher geblieben. *)

*) Man wisse zu unterscheiden dieses Benehmen zum Französischen aus Zwang und Noth von der Lust dazu aus Albernheit und Verkennung des Vaterlandes an teutschen Höfen und unter dem Adel. Jetzt wird bald immer mehr die Volksmeinung einen Makel setzen auf alles französische Kauderwelschen, auch ist es heilsamer aus allgemeinem Widerwillen gegen alles, was aus diesem Lande kommt, und der sich vorerst lange gar keine Gründe schuldig ist, im Einzelnen ungerecht zu seyn, als es dem großen Unheil zu überlassen, ob es einzelnes Gutes stiften möge.

Stumpfen und Verkehrten sollte wenigstens durch eine hohe Besteurung französischer Sprach- und Tanzmeister, Bonnen und Acteurs die Lust

Was von der Hauptstadt gilt, gilt auch von dem mit Unrecht verläumdeten Colmar, worin bloß so viel Beamtenvolk aus Frankreich nisten soll; und nun gar vom Land und dem herrlichen Gebirgsstrich, wo man die ganze gründliche teutsche Art und unser stilles, dauerndes Wesen wiederfindet. Es ist ja überhaupt gewiß und im Zweifel nicht zu vergessen: was unsere Sprache redet, ist unsres Leibs und Bluts und kann unteutsch heißen, allein nicht unteutsch werden, solange ihm dieser Lebensathem aus- und eingeht.

Was schlägt es nun aus, daß ein Paar gereizte Bauern und meinetwegen Dorfschaften, gedrangsalt von Krieg und Kriegsnoth und vielleicht behandelt, wie nur die verdient haben, zu welchen man sie jetzt auch innerlich gesellen will, gesagt haben sollen, sie begehrten keine Rückkehr zu uns, sondern lieber wie bisher zu bleiben? Dergleichen alles kann ein elsaßer Bauersmann, und nicht bloß ein Elsaßer, sondern ein pfälzischer, trierischer geredet und geglaubt haben, ohne daß er im geringsten französisch wäre, und man brauchte nur aus andern öffentlichen Aeußerungen dem Einzelnen andres Einzelnes entgegen zu stellen. Mit dem wahren teutschen Sinn und mit der rechten Vaterlandsliebe insgemein, ist es so beschaffen, daß sie von selbst und verborgen in der Brust wächst, und da ist sie an ihrer Stelle, wenn sie auch vielleicht im ganzen Leben nicht zur Sprache gelangt. Dem Landmann liegt zunächst, was seinen Hausstand und seine Persönlichkeit anrührt, am Herzen; über alles Weiter-

---

benommen werden; und unsere Diplomaten sollten auch endlich einmal lernen einsehen, abgesehen von ihrem Unstolz, welches Uebergewicht der Feind durch seine abgeschliffene Sprache behauptet und was er damit erschleicht. Es ist natürlich, mehrere Sprachen zu verstehen, aber stets gefährlich und unnatürlich, eine fremde eben so gut sprechen zu wollen, wie die mütterliche; weßwegen es den Teutschen, daß ihnen mehr als andere das Geschick dazu fehlt, zu einem innern Lobe gereicht.

gehende, Oeffentliche ist seine Meinung seltener, und darum unverdorben und gut; aber sobald der rechte Punkt getroffen wird, bricht sie aus und es gibt Teutschgesinnte in großer Menge, die es nie gewußt oder überlegt haben, daß, noch warum sie es sind. Bei dem elsaßischen Volk kommt hinzu, daß es vor der Revolution in vielem Aeußeren gelind und mild regiert, und bei manchen seiner Eigenthümlichkeiten und Rechte gelassen worden war, wie nicht andere Länder mitten in Teutschland. Das Andenken hieran, neben dem Bewußtseyn der langen, äußerlich gewohnten und gesetzlich anerkannten französischen Oberherrschaft, hat eine nicht so wegzuleugnende Rechtlichkeit, und darf dem gemeinen Manne, wenn ihm etwa Rheinbündner hoch und zierlich von Teutschland redeten, nicht vorgeworfen werden, der gebildete Elsaßer sieht freilich weiter und darüber hinaus.

Nur in einem Gefühl waren Vornehme, Bürger und Bauern einig, in der entschiedenen Abneigung vor dem badischen und württembergischen Unwesen, das sie tagtäglich vor Augen sahen, und woran bald näher Theil nehmen zu müssen, man ihnen Aussicht machte. Für eine freie, eigene Verfassung stimmen sie Alle, die fast nichts mehr von Adel (abgetragenem und abgestandenem) wissen, wie er im nördlichen Teutschland wieder spucken will, und welche die Revolution selbst darin bestärkt hat, den offenen Blick auf ihre innere Einrichtung zu erhalten.

Das Andere, daß Straßburger Bürger nicht mehr zum Brunnen nach Baden herüber wollen, ist nun gar ein Spaß, wenn es etwas mehr bedeuten soll, als ganz persönlich liegende Erwiederungen von Unnachbarlichkeiten. So hörte ich in Straßburg erzählen, daß, ich weiß nicht mehr ob das württembergische oder badische Officier-Corps unter anzüglichen Ausdrücken für die Elsaßer öffentliche Weisung empfangen hätte, diese Stadt zu vermeiden.

Die Elsaßer sind und gehören uns von Gott und Rechts-

wegen, darum sollen wir nicht gegen unser eigen Fleisch sprechen, sondern warten bis ein gutes Schicksal uns mit Ehren zu ihnen und sie ohne Sünde zu uns führe. Die Geschichte hat nicht vergessen, aber ihre Herzen längst (wie Kinder auch sollen gegen ihre Mutter), daß die vom Feind geängstigte, Kaiser und Reich um Hilfe flehende Stadt, ohne Erbarmen gelassen wurde; wohl aber wissen noch die Straßburger, wie der höhnische Louvois, aus Verachtung ihrer angestammten Reichsfreiheit, nicht einmal Bedingungen abschließen wollte, endlich ein Blatt aus einem alten Buche riß, etwas darauf kritzelte, darauf durch das kleine Pförtchen seinen ersten Einzug hielt."

Es scheint mir sehr am Platze, diese vor 56 Jahren niedergeschriebenen Worte heute in Erinnerung zu bringen. Zwar ist seit Gründung des Zollvereins der durch Mauthen, Zoll- und Paßquälerei bewirkten Absperrung aller deutschen Kleinstaaten von einander ein erfreuliches Ende gemacht worden. Das war der erste scharfe Durchstrich jener Politik, durch welche Oesterreich die deutschen Kleinstaatler in steter Aufsicht und Zucht wie in einem Zellengefängniß hielt. Aber die Krähwinkelei, von Ultramontanen und Demokraten schadenfroh genährt, hat in anderer Beziehung noch lange nicht aufgehört und heute noch haben die Elsäßer vollkommen Recht, wenn sie noch wie 1814 denken und um keinen Preis zu einem deutschen Kleinstaat gemacht, sondern einem großen Reiche einverleibt bleiben wollen, welches allein ihnen die Vortheile gewähren kann, deren sie im großen französischen Reiche genießen.

Noch sey bemerkt, daß Görres auch den Straßburger Münster in seiner architektonischen Schönheit und tiefen symbolischen Bedeutung meisterhaft geschildert hat in den Heidelberger Jahrbüchern. Dieser herrliche Münster, die Schöpfung deutscher Frömmigkeit und deutscher Kunst, hätte niemals den Wälschen in die Hände fallen sollen. Gedenken wir hier auch des liebens-

würdigen August Stöber, des edlen Elsäßers, der in seinen Alsabildern 1835 vom Straßburger Münster sang:

Ich steh so gern auf deinen Zinnen,
Du hohes deutsches Tempelhaus!
Es geht mein stilles, tiefes Sinnen
Weit über Berg und Thal hinaus.

Da rollt, mit seinen Wundersagen,
Der alte, thatenvolle Rhein,
Die dunkelgrünen Wellen schlagen
Hoch auf, im gold'nen Sonnenschein.

Der Wasgau schüttelt seine Eichen,
Der Schwarzwald rauscht im Tannenkleid.
Seyd euch so fern, doch nimmer schweigen
Will eurer Sehnsucht tiefes Leid.

Habt euch alltäglich vor den Blicken,
Alltäglich schlägt von Lieb' die Brust,
Könnt' euch durch flinke Vöglein schicken
Gruß, Minnewort, und Leid und Lust.

So mögt ihr rufen manche Kunde,
Sie soll durch Fels und Haide weh'n;
Soll schweben frisch aus deutschem Munde
Und tief in Aller Herzen geh'n.

Der graue Wächter hört sie gerne,
Das Münster an der Alsa Strand;
Es schaut umher nach blauer Ferne,
Und steht verklärt im Steingewand.

Die jungen, bunten, flücht'gen Bilder,
Die kennt der graue Wächter nicht:
D'rum wird sein Blick stets freier, milder,
Wenn altes Lied durch's Rheinthal bricht.

Fest wurzelt er in deutschem Grunde,
Dem deutschen Geist und Sinn vertraut,
Und wahrt in des Alsaten Munde
Auf ewig deutschen Wortes Laut.

IX.

Unsere Pflicht gegen die Elsäßer und Lothringer.

Wir müssen uns mit unsern lieben Verwandten im Elsaß und Lothringen gütlich auseinander setzen. Was sind sie uns schuldig und was wir ihnen? Seyen wir ganz aufrichtig! Wenn wir uns heute über die Sünden beklagen, die sie an uns, ihren deutschen Brüdern begehen, indem hin und wieder ihre dummen und verführten Bauern auf unsere Soldaten schießen, so sollen wir nicht vergessen, daß auch wir Sünden gegen sie begingen, indem wir sie, als sie sich vor zweihundert Jahren noch ehrlich der Franzosen erwehrten, damals im Stiche ließen. Wenn die s. g. Deutsch-Franzosen, nicht Fisch noch Fleisch, Franzosen nur Verachtung, Deutschen nur Ekel einflößen, können sie die große deutsche Nation mit Recht fragen: Warum habt ihr uns nicht geholfen, Deutsche zu bleiben? Wenn wir unnatürliche Zwitter sind, so seyd ihr es, die uns dazu machten. Wir hüben hätten nicht gefehlt, wenn ihr drüben nicht gefehlt hättet.

Wenn wir die Elsäßer und Lothringer nun wieder haben wollen und sie wirklich wieder gute Deutsche seyn wollen, so haben sie ein Recht zu verlangen, wir sollen es auch seyn. Wir dürfen sie daher mit unsern alten Verkehrtheiten, Engherzigkeiten

und Pedantereien nicht quälen. Es muß ein neues Deutschland seyn, in das wir sie einziehen lassen, in dem sie an unserer Seite wieder Platz nehmen. Alles Unglück, alle Schmach Deutschlands wuchs aus dem grünen Tisch der Diplomatie, der Congresse. Alles Glück, alle Ehre des künftigen Deutschlands wächst aus dem Grün des Waldes, aus den mit unserem Blut getränkten Wäldern Lothringens. Das ist ein anderer Kitt als die Tinte am grünen Tisch! Niemals dürfen die Zeiten wiederkehren, in welchen fremde Diplomaten uns die Zeche schreiben, unsere Landkarte bald so, bald anders durchschneiden, alleweg aber Stücke davon abschneiden. Nie sollen sich wieder s. g. deutsche Souveräne von fremden Diplomaten die Hand führen lassen, herrisch gegen ihre deutschen Unterthanen und knechtisch gegen den Vormund und gnädigen Gönner im Ausland. Sollten etwa Straßburg und Metz ein neues Cassel oder Hannover werden? Sollten wir die Zahl unserer überflüssigen Souveränetäten wieder auf mehr als dreißig bringen müssen?

Doch nein! Von England aus will man uns ja nicht einmal erlauben, Elsaß und Lothringen auch nur in eine deutsche Föderation aufzunehmen. Von dort ist der Vorschlag ausgegangen, Elsaß und Lothringen zwar den Franzosen abzunehmen, aber einen selbständigen und neutralen Staat aus ihnen zu formiren, ein oberländisches Belgien. Man kann die Anmaßung nur lächerlich finden, welche dem siegreichen Oberhaupt des norddeutschen Bundes Rath ertheilen will. Wo das blutige Schwert schon entschieden hat, steckt eure schmutzige Feder hinter die Ohren! Was ist aus allen euren Congressen geworden? Die europäische Coalitionsdiplomatie gebar immer nur Mißgeburten, die bald nach der Geburt an Lebensunfähigkeit in Folge der Unnatur ihrer Zeugung hinstarben. Fast regelmäßig, instinktartig verfochten die Diplomaten am grünen Tisch nur was unnatürlich, was Unrecht, was den Völkern absolut schädlich und unerträg-

lich war. Das achteten sie für ihre höchste Weisheit, die Völker in ihrem heiligsten Recht, in ihrem tiefsten nationalen Gefühl, in ihren dringendsten Bedürfnissen zu kränken und immer zu lügen, Europa immer in dem Zustand zu erhalten, in welchem, wie Hamlet sagt, die Tugend muß Verzeihung flehn vom Laster. Welchen Menschen vertraute man die Hut der Völker an! Noch vor zwanzig Jahren dictirten die großen Staatsmänner in Olmütz, die dänische Mißregierung in den deutschen Elbherzogthümern und die kurfürstliche in Hessen müßten fortdauern und Preußen dürfe sich nicht unterstehen, etwas daran bessern zu wollen. Man verachtete und verhöhnte das nationale Recht, die Freiheit, die Wahrheit und kehrte die Natur selbst in Unnatur um. Und diese selbige durch und durch schlechte Diplomatie, welche die Fabel des europäischen Gleichgewichts und die Fabel, blödsinnige Tyrannei sey legitim, und Völkerrecht, Völkerfreiheit ein Verbrechen, will heute noch Europa allein regieren und dem siegreichen deutschen Volke mit dem alten Notenkram in den Weg treten und mit den alten Spinneweben, wenn nicht den Arm zurückhalten, doch die gesunden Augen verkleben. Sie ist aber ohnmächtig, sie kann ihren bösen Willen durch keine Heeresmacht mehr unterstützen.

In England siegt je mehr und mehr der gesunde Menschenverstand, die richtige Beurtheilung der Sachlage und die germanische Sympathie. Sollte sich auch das gegenwärtige Ministerium behaupten können, so fehlt ihm doch eine Landarmee, welche der Lächerlichkeit, jetzt noch den Franzosen helfen zu wollen, eine reelle Bedeutung geben könnte. Auch seine Flotten würden die Nordamerikaner nur reizen, uns Deutschen zu helfen, und keinerlei kriegerische Demonstration überhaupt kann nur entfernt den Engländern so nützlich seyn, als Herstellung des Friedens und der ergiebige Handel mit Deutschland.

Rußland muß aus mehr als einem Grunde mit Preußen

auf gutem Fuß bleiben und selbst im Kriegsfall würden seine Armeen den preußischen keineswegs gewachsen seyn. Sich mit Oesterreich gegen Preußen zu alliiren, kann man doch dem alten Gortschakoff so wenig wie dem Herrn Katkow und denen, die das Testament Peters des Großen vollziehen wollen, zumuthen.

Italien muß sich ruhig verhalten, weil es zu schwach ist. Plon-Plon ist gewiß nicht nach Florenz geflüchtet, um von dort die 100,000 Italiener zu holen, von denen man gefabelt hat, sie würden den Franzosen zu Hülfe kommen. Es fehlt in Florenz ebenso an festen Charakteren und ehrlichen Männern, wie in Paris. Begehen sie Fehler dort wie hier, so werden sie der Strafe nicht entrinnen. Es gibt nur eine einzige gesunde Politik für Italien, das ist die der Allianz mit Deutschland. Durch die allein kann Italiens Zukunft gesichert, kann Savoyen und Nizza wieder mit Italien vereinigt werden. Diese Wiedervereinigung sollte der italienischen Regierung von ungleich größerem Werthe seyn, als der Erwerb von Südtirol, womit man sie zu ködern versucht.

Oesterreich allein kann man zutrauen, es sey ihm wirklich ernst, den Franzosen zu helfen und Preußen in den Rücken zu fallen. Aber es kann nicht. Es fehlt ihm die Waffenmacht. Es ist gefesselt durch die Rücksicht auf Ungarn und Rußland.

Wie sollte nun aber am grünen Tische des Herrn Gladstone, unter den, wie es heißt, viele Diplomaten jetzt ihre Beine strecken, dem deutschen Sieger Halt geboten und ihm die Trophäen seines Sieges wieder abgenommen werden, wenn keine österreichischen, keine russischen, keine englischen Armeen da sind wie 1814?

Das Schicksal von Elsaß und Lothringen liegt demnach für jetzt ausschließlich in den Händen des siegreichen Deutschland und keine Macht der Welt wird verhindern, daß wir über Elsaß und Lothringen verfügen. Das führt unsere Betrachtung auf

das Thema zurück, von dem wir ausgingen. Nur wenn wir unsere nationale Pflicht gegen die Deutschen in diesen beiden Ländern erfüllen, werden sie auch die ihrige gegen uns erfüllen.

Unsere Pflicht ist erstens, keine Kleinstaaten aus ihnen zu machen, noch auch sie an den einen oder andern schon vorhandenen Kleinstaat zu vertheilen. Es genügt für den nationalen Zweck und für ihr eigenes Wohl, sie für das künftige deutsche Reich zu Handen zu nehmen und unter preußische Verwaltung zu stellen, bis eine deutsche Reichsverfassung fertig ist, in welcher es hoffentlich möglich seyn wird, der berechtigten Sonderthümlichkeit der einzelnen Stämme und Stände gerecht zu werden, ohne die unumgänglich nothwendige Einheit der militärischen und diplomatischen Oberleitung zu gefährden.

Zweitens ist unsere Pflicht, dafür zu sorgen, daß den Elsäßern und Lothringern das Recht der Selbstbestimmung und Vertretung in demselben Maße zuerkannt werde, wie den übrigen deutschen Stämmen, nach dem Grundsatz: Wer mitthatet, soll auch mitrathen! Und nach der vernünftigen Regel gegenseitiger Unterstützung zum Wohle des Ganzen. Denn nur der Theil, der dem Ganzen Opfer bringt, kann sich auch wieder der Vortheile erfreuen, die ihm von der Macht und dem Reichthum des Ganzen zufließen.

Drittens sind wir verpflichtet, für das materielle Wohl der zu Deutschland zurückgenommenen Länder auf jede mögliche Weise besorgt zu seyn. Es ist nicht zu zweifeln, daß ihnen das weite Zollvereinsgebiet Vortheile öffnen wird, die ihnen bisher unzugänglich waren und die sie für andere entschädigen werden, welche sie verlieren.

Viertens ist unsre Pflicht — und eine der wesentlichsten — ihrem geistigen Wohl und Gedeihen zu Hülfe zu kommen. Sie haben sich nicht ganz der deutschen Bildung entschlagen und entfremdet. Wir zählen unter ihnen noch treffliche Dichter und

Gelehrte, deren Werke in deutscher Sprache geschrieben sind. Auch Geist und Gemüth, wie sie einmal den Deutschen angeboren sind, ließen sich niemals ganz verwälschen. Doch drückte der wälsche Geist auf den deutschen und in der wälschen Schule unter der Tyrannei der wälschen Mode wurde manches Deutsche verlernt oder versäumt. Ich erinnere mich noch, wie sich vor Jahren einmal ein Professor aus Weissenburg entrüstet gegen mich beklagte, daß ihm und allen seinen Collegen die deutschen Lehrbücher verboten und den Schülern weggenommen worden seyen, weil sie sich nur französischer bedienen sollten. Ein schönes Feld geistiger Thätigkeit und verdienstvoller Leistungen ist den Elsäßern und Lothringern nunmehr eröffnet.

Fünftens ist es unsre Pflicht, den patriotischen Elsäßern ihre confessionellen Rechte zu gewährleisten. In dieser Beziehung haben sie keinerlei Besorgniß zu hegen. Wenn unter der bisherigen französischen Regierung der Unsinn so in die Blüthe kam, daß, wie wir in den neuesten Zeitungen lesen, nicht nur bigotte katholische Bauern, angeblich von Pfaffen aufgehetzt, auf die deutschen Soldaten als auf verfluchte Ketzer schossen, die den katholischen Glauben ausrotten wollten, sondern auch lutherischen Elsäßern weiß gemacht wurde, die Deutschen kämen, um sie mit Gewalt katholisch zu machen, so wird es wohl keiner langen Zeit bedürfen, bis das Unsinnige solcher Vorspiegelungen und Volksbethörungen im Elsaß selber klar erkannt wird. Ist ja doch das ganze übrige Deutschland noch confessionell getrennt und doch in keiner Confession gefährdet, sondern Glaubensfreiheit und volle Parität gesichert. Auch dürfen wir hoffen, ja sicher erwarten, daß die Uebertreibungen auf dem letzten römischen Concil nicht zum Siege einer extremen Partei, sondern im Gegentheil zu einer vernünftigen Ueberlegung und Ausgleichung führen werden.

Schließlich ist zu hoffen, das so stark erwachte nationale

Bewußtseyn der Deutschen, die klare Erkenntniß dessen, was an uns gesündigt worden ist und was wir selbst verschuldet haben, verbunden mit der erfreulichen Gewißheit, daß wir jetzt stark und einig genug sind, um uns ohne fernere fremde Bevormundung und Verführung als eine einige große Nation im Herzen Europas zu constituiren, werde alle unsere Stammgenossen elektrisiren, alle mit dem gleichen Pflichtgefühl durchdringen, einander zur Vollendung des großen Werkes beizustehen.

Unsere tapfern Krieger haben der ganzen Nation ein großes Beispiel gegeben. Sie opferten Leib und Leben für die äußere Unabhängigkeit des Vaterlandes. Sie haben ihre Pflicht gegen Deutschland erfüllt bis zum Tode. Wie erbärmlich wären die Nichtcombattanten, die große Mehrheit des daheimgebliebenen deutschen Volkes, wenn sie sich an diesem heroischen Beispiel nicht spiegelten, wenn sie abermals in einem langen Frieden durch ihre Fahrlässigkeit den besiegten Feind wieder zu Kräften kommen ließen, wenn ihre tonangebenden Classen fortführen, mit Frankreich zu kokettiren, sich der Tyrannei der französischen Moden, der Verführung durch die französische Literatur und sociale Corruption blindlings wie bisher zu fügen, jährlich Millionen nach Paris zu schicken, um von dort kostspieligen, die Wohlgestalt unserer Frauen entstellenden, ja oft schändenden Kleidertand zu kaufen, und alle Unsittlichkeiten der französischen Modeliteratur in's Deutsche zu übersetzen! Den äußeren Feind haben unsere tapferen Krieger niedergeschmettert, aber er hat seinen mächtigen Bundesgenossen noch im innern Feinde, in der zahllosen Classe des s. g. gebildeten und insbesondere industriellen Publikums, dem immer noch, wie dem französischen Kaiser selbst, Paris als das Centrum gilt, von dem alle Civilisation ausgeht. In dieser Gesinnung und Gewohnheit unserer Modephilister liegt eine Macht, die wir nicht unterschätzen dürfen. Sie gibt sich bei jeder Gelegenheit zu erkennen, sogar mitten im Freudentaumel

beim Empfange der Siegesnachrichten, bei Ankunft der langen Züge französischer Trophäen und Gefangener. Wie viele deutsche Frauen und Jungfrauen der höheren und gebildeten Stände, die freilich nicht Frauen oder Jungfrauen, sondern nur auf französisch Damen genannt werden wollen, laufen da auf die Bahnhöfe, drängen sich zu den Waggons, lassen die verwundeten deutschen Krieger unbeachtet liegen und suchen sich französische Offiziere aus, um mit ihnen französisch zu schnattern und sie mit Leckerbissen zu füttern. Wenn es auch wirklich nur gutmüthige Dummheit und Eitelkeit ist, so spricht sich darin doch ein tiefer Charakterzug deutscher Schwäche aus, der in wichtigeren Fällen verderblich wirkt. Die Vergötterung alles Fremden, die Nachäffung fremder Moden wird von der Industrie ausgebeutet. Man gewöhnt sich daran und wenn sich die Nation dann einmal im Spiegel besieht, erblickt sie keinen deutschen Menschen mehr, sondern einen französischen Affen. Daran sollten wir nun doch einmal denken und uns schämen.

Unsere trefflichen Soldaten, welche nicht nur todesmuthig den französischen Batterien entgegenstürzen, sondern auch eine strenge, von aller Welt bewunderte Mannszucht halten, finden leider ihren Gegensatz in einer Menge von Civilisten in Deutschland, welche nichts als französischen Tand, französische Frivolitäten, französische Laster feil bieten und damit Geschäfte machen. Auch sie sollten Zucht unter sich üben. Sollte nicht z. B. einmal die Buchhändlerbörse ihr Gewicht in die Wagschale des Patriotismus legen, um den Druck und die Verbreitung so vieler nichtswürdiger Uebersetzungen aus dem Französischen zu verhindern? Es gibt noch viele französische Gifte, die man dem deutschen Blute auf allen möglichen friedlichen Wegen der socialen und literarischen Unterhaltung einimpft, und welche schlimmer sind als Chassepots und Mitrailleusen.

X.

Zum Schluß noch eine praktische Frage.

Wir wissen, mit wem wir Krieg führen, aber nicht, mit wem wir Frieden schließen sollen? Man kann nur mit einer von Frankreich selbst anerkannten Regierung Frieden schließen, aber die Verwirrung in Paris ist so groß, daß man nicht mehr weiß, wer eigentlich dort noch regiert. Der Kaiser hat sich aus Metz von der Hauptarmee geflüchtet und ist noch nicht nach Paris zurückgekehrt. Die Kaiserin Regentin betet, wie man sagt, stundenlang vor einem Marienbilde, schreibt flehentliche Briefe an die Königin von England, läßt ihre Kostbarkeiten zusammenpacken und heimlich über Meer schicken, frägt, ob sie durch Belgien flüchten könne rc. Die Hauptarmee der Franzosen, deren Commando der Kaiser an Bazaine abgeben mußte, ist in Metz eingeschlossen. In Paris regiert nur noch der Kriegsminister Palikao dem Namen nach, während Trochu die Vertheidigung der Hauptstadt organisirt, im gesetzgebenden Körper die Republikaner und Orleanisten einander gegenseitig nicht recht aufkommen lassen und der Senat ganz verstummt.

Wenn nun die Deutschen vor Paris rücken, werden sie sich der Stadt zu bemeistern suchen und auch wohl bemeistern. Das

ist aber dann nur ein militärischer Akt. Bis jetzt hat sich noch keine Regierungsgewalt in der Hauptstadt consolidirt, mit der man einen politischen Akt abschließen könnte. Und gesetzt auch, es bildete sich dort eine provisorische Regierung, sey es eine republikanische oder orleanistische, oder ein Dictator risse in der letzten Stunde die Gewalt an sich, der Sieger würde, mit wem er auch in Paris einen Frieden schlöße, jeder Bürgschaft entbehren, ob das französische Volk und irgend welche neue Regierung desselben sich verpflichtet erachten würde, den Frieden anzuerkennen und die Bedingungen desselben zu erfüllen. Abgesehen davon, ob nicht auch die übrigen europäischen Mächte sich weigern würden, einen Frieden anzuerkennen, den sie nicht selbst unterschrieben und dessen Bedingungen sie nicht mit berathen hätten.

Dem Sieger bliebe also nur die Wahl, sich entweder die Anerkennung des Friedens ausdrücklich durch die übrigen europäischen Mächte garantiren, sich also wieder die Entscheidung eines europäischen Congresses gefallen zu lassen, dessen Mehrheit auch dießmal wieder nicht auf deutscher Seite stehen, sondern, wenn der Sieger Schwäche zeigt, mit der Feder wieder würde nehmen wollen, was Deutschland mit dem Schwert errungen hätte. Oder der Sieger müßte, ohne sich um die auswärtigen Mächte zu kümmern, allein den Frieden dictiren und, auch ohne Dritte um Erlaubniß zu bitten, es auf sich nehmen, den Besiegten zur Erfüllung der Friedensbedingungen zu zwingen.

In dem einen, wie in dem andern Falle muß der Sieger stark gerüstet seyn, darf also einen reichlichen Nachschub von Ersatzmannschaften in's feindliche Land und von Ausbildung von Freiwilligen nicht versäumen. Er braucht so viele Truppen, theils um den Besiegten bis zur gänzlichen Ohnmacht zu schwächen und niederzuhalten, theils um jeder bewaffneten Einmischung des Auslands zu begegnen. Die letztere ist aus den schon ange-

gebenen Gründen nicht wahrscheinlich. Dagegen ist eine starke Besetzung Frankreichs auf Jahre hinaus, bis es die Kriegskosten bezahlt hat, unumgänglich nöthig, um die Franzosen gründlich für den frevelhaften Uebermuth zu bestrafen, mit dem sie auch diesmal wieder, ohne im mindesten von uns beleidigt worden zu seyn, uns den Krieg erklärt und uns gezwungen haben, schwere Opfer zu bringen. Wenn wir uns diesmal wieder allzu gutmüthig zeigten, den Franzosen wieder zu viele Schonung angedeihen ließen, so würden nicht fünfzig Jahre vergehen und sie würden wiederkommen und uns mit dem nämlichen Uebermuth anfallen. Wir aber müßten uns vor unsern Enkeln schämen, wieder so dumm gehandelt zu haben wie 1814. Wir würden es vor dem Gericht der Weltgeschichte, ja vor Gott nicht verantworten können, wenn wir unser biederes und allen Nachbarn wohlgesinntes Volk noch einmal aus Fahrlässigkeit oder Nachgiebigkeit gegen das Ausland dem muthwilligen Angriff eines unverbesserlich bösen Nachbars und seinen schamlosen Räubereien aussetzen wollten. Gott hat uns Muth und Waffen genug gegeben, um uns selber zu helfen, und sein Wille kann es nicht seyn, daß das offenbare Unrecht, ja die Bestialität über das Recht eines gutgearteten, ja man darf sagen des sittlichsten und civilisirtesten unter allen Völkern siegen sollte. Wir Deutschen sind besser als die Franzosen, wir sind auch stärker. Wir könnten es vor Gott und Welt nicht verantworten, wenn wir diese ewigen Störenfriede ihrer Nachbarn nicht endlich demüthigten, daß sie sich nicht mehr vor uns rühren können.

Wollen wir sie aber schwächen, so genügt eine vorübergehende Entwaffnung nicht. Man muß ihnen alles wieder nehmen, was sie uns genommen haben. Moltke's Genie muß die militärisch wichtige Vertheidigungslinie auf der französischen Landkarte ziehen, hinter der wir uns künftig vor den Razzias der Franzosen sichern können. Auch Savoyen und Nizza müssen wir Italien wieder-

geben und sehr zweckmäßig wäre, wenn man auch den wichtigen Hafen des echt niederdeutschen Dünkerken und die starke Festung Lille mit dem Theil von Flandern, den Frankreich an sich gerissen hat, dem übrigen Flandern wieder zurückgäbe und dadurch Belgien stärkte, welches so nahe von Frankreich bedroht ist und das Napoleon III. schon durch alle möglichen Intriguen Frankreich zu annektiren gesucht hat.

Schmieden wir das Eisen, so lange es warm ist. Nehmen wir ohne Gnade alles, was uns gehört. Niemand wird uns daran hindern, wenn wir einig bleiben!

Ankündigung.

Von demselben Verfasser wird in der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung eine

Geschichte des großen Kriegs von 1870

herausgegeben werden, in demselben Geiste geschrieben, wie dessen Krieg von 1866.

Stuttgart, 1. September 1870.

Die Verlagsbuchhandlung von

A. Kröner.

p. 57




Druck von Gebrüder Mäntler Stuttgart.